

Oecon.

499

pi

Recon. 499 1st

Domkowski

17 Jan 1912

DIE EINGEFRIEDETE WILDBAHN

ALS

IDEAL EINES HOCHWILDREVIERES IN DEN KULTURLÄNDERN.

EINE

JAGDLICH-WIRTSCHAFTLICHE STUDIE

VON

ERNST RITTER VON DOMBROWSKI.

MIT 23 ILLUSTRATIONEN NACH SKIZZEN DES VERFASSERS.



CÖTHEN. ANHALT.

PAUL SCHETTLERS ERBEN.

1898.

4

— In unserem Verlage erschien: —

Das Wildern

dessen

verschiedene Arten und wirksame Bekämpfung

von

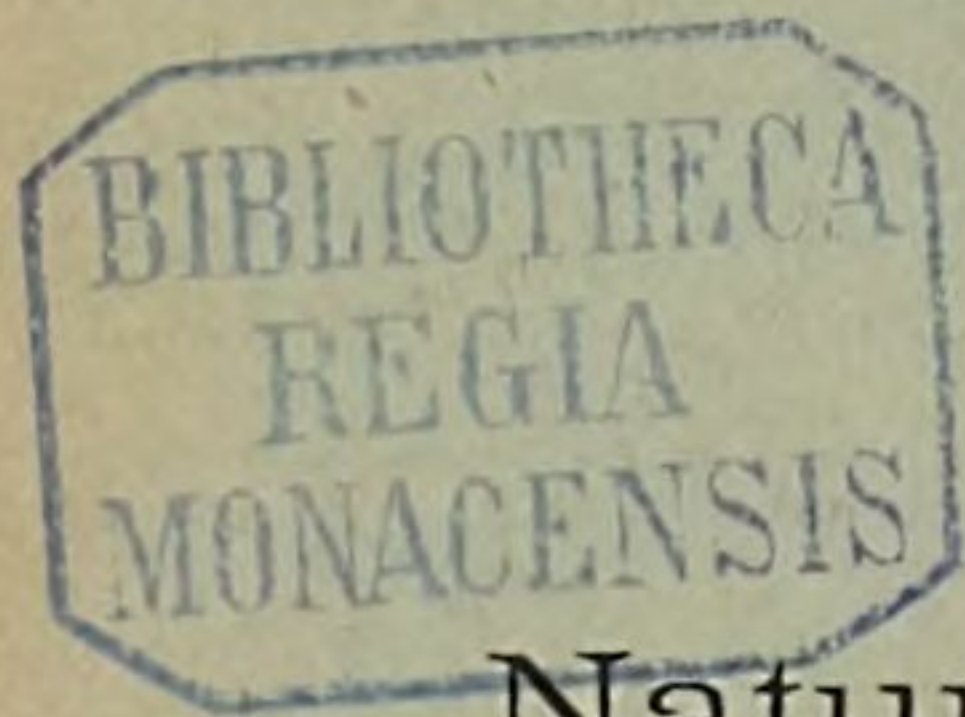
Raoul Ritter von Dombrowski.

Mit vielen Illustrationen, Initialen und Zierleisten
und einem Bildnis des Verfassers.

Inhalt:

1. Vorwort. 2. Einleitung. 3. Organisation des Schutzdienstes. 4. Das Wildern, dessen Arten und Ausübung; a) Das Fangen des Wildes in Schlingen; b) Das Fangen des Wildes in Netzen und Garnen; c) Das Wildern mit der Schusswaffe. 5. Die Ausrüstung und das Verhalten der Jägerei im Schutzdienste. 6. Die Auswahl, Erziehung und Abrichtung des Jagdhundes für den Revier-Schutzdienst. 7. Der gesetzliche Schutz gegen Wildfrevel. 8. Die Jagdschutz-Vereine im Deutschen Reiche und in der österr.-ungar. Monarchie und die fachlichen Zeitschriften. 9. Erläuterung der beigegebenen Illustrationen in diversen Schlingen und sonstigem Wilddiebswerkzeug.

Preis broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.



Der Feldhase

dessen

Naturgeschichte, Hege und Jagd.

Eine Monographie

von

Ernst Ritter von Dombrowski.

1898. Gr. 8°. 104 Seiten. Mit vielen Illustrationen, Plänen und Vignetten.

Inhalt:

I. Abschnitt. Weidmännische Ansprache. — II. Abschnitt. Naturgeschichte. 1. Beschreibung. 2. Verbreitung und Aufenthalt. 3. Fortpflanzung und Lebensweise. 4. Krankheiten. — III. Abschnitt. Die Hege. — IV. Abschnitt. Die Jagd. Allgemeine Bemerkungen. Der Ansitz. Die Suche. Die Streifjagd im Feld. Das Kesseltreiben im Feld. Das Standtreiben im Feld. Die Sprengjad im Feld. Die Streifjagd im Wald. Das Standtreiben im Wald. Das Brackieren. Die Hetze. Die Parforcejagd. Das Bugsieren.

Broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50.

Paul Schettlers Erben,
Cöthen (Anhalt).

DIE EINGEFRIEDETE WILDBAHN

ALS

IDEAL EINES HOCHWILDREVIERES IN DEN KULTURLÄNDERN.

EINE

JAGDLICH-WIRTSCHAFTLICHE STUDIE

VON

ERNST RITTER VON DOMBROWSKI.

MIT 23 ILLUSTRATIONEN NACH SKIZZEN DES VERFASSERS.



CÖTHEN. ANHALT.

PAUL SCHETTLERS ERBEN.

1898.



INHALT.

I. Abschnitt:

Seite

Einleitende Bemerkungen.

Das Terrain der eingefriedeten Wildbahn und ihre forstliche Bewirtschaftung	9
---	---

II. Abschnitt:

Technische Anlagen.

1. Die Tracierung des Zaunes mit Rücksicht auf die Bestandsverhältnisse und Kommunikationen	29
2. Die verschiedenen Arten der Einfriedung	39
3. Einsprünge und Einläufe	45
4. Fütterungsanlagen	50
5. Fangvorrichtungen	56

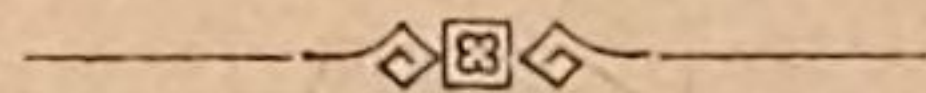
III. Abschnitt:

Der Wildstand und seine Behandlung.

1. Die Stärke des Standes und das geschlechtliche Verhältniß . .	63
2. Die Fütterung	66
3. Die Blutauffrischung	79
4. Der regulierende Abschuss	83

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

	Seite
Figur 1. Das Abschneiden vorspringender Bestandteile bei der Zaun- tracierung	30
Figur 2 und 3. Sicherung von nicht absperrbaren Strassenmündungen durch die Zaunführung	32. 33
Figur 4. Sicherung des Ausganges von Fusssteigen	34
Figur 5 und 6. Mecklenburger Thor zur Sicherung von Strassenmündungen	35
Figur 7. Selbstthätiges Thor von Zeugschmied Wolff	36
Figur 8. Gewöhnlicher Lattenzaun aus einzelnen Gattern	39
Figur 9. Bohlenzaun	40
Figur 10. Kombinerter Zaun aus Bohlen und Draht	41
Figur 11. Gemauerte Umfriedung in Kombination mit Draht	41
Figur 12. Prügelzaun	42
Figur 13. Kombinerter Zaun aus Prügeln und Draht	42
Figur 14. Kombinerter Zaun aus Drahtgeflecht und Draht	43
Figur 15. Kombinerter Zaun aus verschiedenem Drahtgeflecht	43
Figur 16. Einlauf für Schalenwild	45
Figur 17. Einsprung	46
Figur 18. Einlauf für Schwarzwild	48
Figur 19. Futterkästchen	51
Figur 20. Heugruppe	52
Figur 21. Kälberstall	53
Figur 22. Futterkammer im Grundriss	55
Figur 23. Grundriss eines Fanges für Rot- und Damwild	57



I. ABSCHNITT.

EINLEITENDE BEMERKUNGEN.

Das Terrain der eingefriedeten Wildbahn und ihre forstliche Bewirtschaftung.

Erst die letzten beiden Jahrzehnte haben die eingefriedete Wildbahn, die bis dahin unter der Bezeichnung Wildpark oder Tiergarten mehr oder weniger bloss eine Liebhaberei darstellte, zu einer Einrichtung von hoher wirtschaftlicher Bedeutung erhoben, die für manche Gegenden, ja für ganze Staaten bereits eine fast unabwendbare Notwendigkeit geworden ist. Schon heute giebt es in Mitteleuropa Landstriche, in welchen im Hinblick auf die kolossale Steigerung aller land- und forstwirtschaftlichen Werte an die Haltung eines starken Rot- oder Schwarzwildstandes im Freien absolut nicht mehr zu denken ist; am schlimmsten liegen die Verhältnisse in jenen Kulturstaaten, deren verschiedene Wildschadengesetze lediglich einem mehrfachen Millionär das Vergnügen eines eigenen freien Hochwildstandes gestatten und in denen auch solche Glückliche der Gefahr ausgesetzt bleiben, dass eines schönen Tages infolge der Klagen der Anrainer in ihren mühsam gehegten Revieren von amtswegen Polizeijagden abgehalten werden. In den meisten Fällen giebt es dann bloss die Alternative: gänzlicher Abschuss oder Einfriedung. Viele Jagdherren greifen neuerer Zeit zu ersterem Mittel, und schaffen sich durch Ankauf einer Waldherrschaft in den Karpathen Ersatz für das Verlorene. Die Zeit jedoch, wo einerseits alle heute noch verkäuflichen Besitzungen jenes weidwännischen Dorados in festen Händen ruhen, anderseits auch dort durch Ausbau der Kommunikationen und die Erschliessung

neuer Absatzgebiete eine Verwertung der vorhandenen unermesslichen Naturschätze ermöglicht sein wird, liegt schlimmsten Falles noch ein halbes Jahrhundert vor uns, ist diese Frist verstrichen, so wird auch dieses Auskunftsmittel aus vielen Gründen wohl problematisch geworden sein. Dann bleibt als ultima ratio eben bloss der Wildpark übrig, und wenn dieser auch dem echten Jäger das freie Revier niemals voll zu ersetzen vermag, — so traurig, als es vielfach angenommen wird, stellt sich dieser Ausweg doch nicht dar.

Im allgemeinen geniesst der Wildpark einen schlechten Ruf. Viele Jäger denken dabei unwillkürlich an Hirsche mit wahrem Schneidergewicht, die fast nie eine Krone verecken und den Tropus vom stolzen „König der Wälder“ ironisieren, oder an Sauen mit ausschweinähnlichem Wurf, welche Jammergestalten überdies noch ein heilloses Geld kosten; oder es schwebt ihnen ein Rehgarten vor, in welchem binnen Jahresfrist fast alle Rehe eingingen, als scheinbare Bekräftigung des alten, nur zur Bemäntelung von Unwissenheit oder Nachlässigkeit erfundenen Lügensatzes, dass sich das Rehwild in geschlossenem Raume nicht halte.

Leider sind obige Bilder nicht ganz aus der Luft gegriffen, es gab und giebt noch in Wirklichkeit derartige Tiergärten; indes wäre es durchaus falsch, wenn man, wie das vielfach geschieht, aus diesen vereinzelt Beispielen schliessen wollte, dass in beschränktem, eingefriedetem Raum überhaupt unmöglich so gutes Wild zu erzielen sei wie im Freien. Si duo faciunt idem, non est idem, — der klassische Wahrspruch hat eben auch bei der Anlage und Bewirtschaftung von Tiergärten in weitgehendstem Sinne volle Berechtigung. Auf reicher Erfahrung fussend muss ich solchen prinzipiellen Behauptungen widersprechen, denn gerade im Wildpark lässt sich ein auf diese oder jene Art qualitativ herabgekommener Hochwildstand ungleich rascher und leichter vergenerieren als im Freien, wo sich jeder bezüglich Massregel die doppelten Schwierigkeiten entgegenstellen. Allerdings hat dies bloss in dem Falle Geltung, wenn die in Rechnung zu ziehenden

Verhältnisse den Weg zu dem angestrebten Ziele ebnen, nicht ihn direkt verlegen, wie das bei nicht von vorneherein sorgsam durchdachten Anlagen oft geschieht.

Da man in Tiergärten gerne einen namhaften Wildstand hält, so könnte man in wirtschaftlicher Beziehung keinen ärgeren Missgriff thun als den, ein Revier mit armem Boden und demgemäss mangelhafter Äsung zur Anlage zu wählen. Je schlechter die Äsung, desto intensiver muss naturgemäss die künstliche Fütterung sein und dabei steigern sich, da man dem Wilde auf künstlichem Wege niemals alles für sein Gedeihen erforderliche zuzuführen vermag, die Kulturschäden im Walde ins Ungeheuere.

Stehen auf einem grossen Besitze Forste verschiedener Qualität zur Verfügung, so wird der forstlichen Leitung, wenn dieselbe jagdlich nicht sehr erfahren ist, im ersten Augenblick unwillkürlich der Gedanke kommen, das dürftigste Terrain für den Wildpark in Vorschlag zu bringen; die Idee liegt nahe: „Schaden macht das Wild nun einmal, dort, wo von Natur aus weniger wächst, muss aber dieser materielle Nachteil naturgemäss geringer sein, als in den guten, ertragreichen Beständen“. Und doch, so berechtigt diese Anschauung dem Blick des Unerfahrenen dünken mag, so falsch und unzutreffend erweist sie sich mit seltenen Ausnahmen in der Praxis; hält man einen starken Rotwildstand auf schlechtem Boden, so kann es dahin kommen, dass das Revier in Bezug auf Ertrag mit der Zeit einen vollkommen toten Punkt bildet. Ich setze hier als Beispiel den Fall, dass für den Tiergarten ein im normalen Kahlschlagbetriebe stehendes, auf magerem Thonschiefer stockendes Fichtenrevier gewählt wurde. Infolge des undurchlässigen Grundes sind die Wiesen sauer, die älteren Bestände liefern überhaupt keine Äsung, solche findet sich lediglich zwischen den jungen Kulturen, und diese sehen binnen wenigen Jahren gar traurig aus. Die Hälfte der Pflanzen wird sozusagen noch unter den Händen der Arbeiter vom Wilde wieder herausgerissen, die mühsam durchgeführte Nachpflanzung erlebt dasselbe Schicksal, und was stehen bleibt, ist an allen Seiten kugelförmig

verbissen; ich kenne zwanzigjährige Fichtenkulturen, deren einzelne Pflanzen 50—70 cm hohe, wie mit der Scheere zugestutzte Pyramiden darstellen. Nun bleibt der Forstverwaltung, wenn der Betrieb nicht gänzlich eingestellt werden soll, füglich kein anderes Mittel als die Einfriedung der Kulturen. Dadurch entzieht man aber dem Wilde die letzte natürliche Äsung, Sommerfütterung wird zur unabweisbaren Notwendigkeit und diese muss ganz vorzüglich sein, wenn das Wild überhaupt noch gedeihen soll. Der Besitzer entschliesst sich zur Tragung dieser hohen direkten Auslagen — mit diesen ist es indes lange nicht abgethan. Die Kulturen sind nun wohl geschützt, dafür aber, was in Hinblick auf die längere Kapitalsanlage viel schlimmer erscheint, alle Stangenorte rettungslos dem Verderben preisgegeben; nach einigen Jahren kostet es Mühe, überhaupt noch eine ungeschälte Fichtenstange zu finden. Und bei alldem droht dem mit so ungeheuren Opfern erhaltenen Wildstande immer noch eine furchtbare Gefahr in den ansteckenden Krankheiten, welche bei solchem nicht naturgemäss ernährten Wilde viel öfter und verheerender auftreten als bei dem in voller Freiheit lebenden.

Bei keiner anderen jagdlichen Anlage rächt sich Optimismus so bitter wie bei der eines Tiergartens. Verliert ein Waldbesitzer, der in seinem Forst seit jeher einen starken Wildstand hielt, die angepachteten Schutzreviere oder sieht er sich selbst genötigt, dieselben infolge der Wildschadengesetze fallen zu lassen, so lässt er sich sehr oft einfach die Kosten der Einfriedung seines Grund und Bodens berechnen und legt, wenn dieselben seine Kräfte nicht übersteigen, dann ohne weiteres Bedenken einen Tiergarten an. Das Wild ist ja früher so gut gediehen, weshalb soll das jetzt anders sein, wenn man etwas mehr füttert? Eine derartige Leichtfertigkeit, die in dem ersten Schrecken über die neuen traurigen Wildschadengesetze leider vielfach begangen wurde, kann ganz unberechenbare Folgen nach sich ziehen und deshalb, so schwer mir als Jäger diese Worte aus der Feder fliessen, sende ich hier als Fundament aller folgenden Erläuterungen einen durch die

sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart unabwendbar bedingten Grundsatz voraus:

Ist ein freier Hochwildstand unhaltbar geworden, dann schreite man bloss in dem Falle zur Einfriedung, wenn es festgestellt ist, dass innerhalb dieser die Existenzbedingungen des Wildes der Hauptsache nach auf natürlichem Wege ihre Erfüllung finden. Zeigt es sich, dass die Erhaltung zur überwiegenden Hälfte bloss auf künstlichem Wege durchführbar wäre, dann begnüge man sich entweder mit einem ganz minimalen Wildstande oder greife zur Büchse und schiesse das Wild lieber gänzlich ab, statt es, **bei ungeheuren Kosten**, langsam aber sicher verkümmern zu lassen.

Vielleicht stosse ich hier stellenweise auf Widerspruch. In unserm altehrwürdigen grauen Beruf hat sich eine ganze Legion sogenannter „weidgerechter Jäger“ eingeschlichen, die sich mit unsagbarster Frechheit Urteile in allen jagdlichen Fragen erlauben und immer päpstlicher sein wollen als der Papst; selbst kaum in der Lage, eine Hirschfährte vom Tritt eines Rindviehkalbes zu unterscheiden, führen sie Ausdrücke wie „hirsch- und fährten-gerecht“ oder „wir von der grünen Farbe“ u. s. w. beständig in der Nase — denn diese Sorte spricht nicht, sie näselt nur — und sie werden vielleicht über obigen Satz, sowie über die von mir empfohlene Lösung der Wildschadenfrage in „weidgerechter“ Entrüstung den Kopf schütteln. Immer zu — ich werde diesfälligen Angriffen gegebenen Falles zu begegnen wissen, da ich hier keine aus der Luft gegriffenen Hypothesen entwickele. Keinem guten Jäger wird es leicht fallen, das Todesurteil über seinen Wildstand zu verhängen, wo aber ein anderer zweckmässiger Ausweg nicht übrig bleibt, wären Empfindelei und Gefühlsduselei durchaus am unrichtigen Platze.

Die vorliegende kleine Schrift verfolgt ebensowohl den Zweck, Hochwildstände dort, wo die Verhältnisse es gestatten, durch die motivierte Empfehlung der Eingatterung vor dem Untergange

zu retten, als anderseits dort, wo die Erhaltung in abgegrenztem Raume auf die Dauer unthunlich erscheint, von der Errichtung von Wildgärten abzuraten. Ich glaube gerade in dieser Weise der guten Sache mehr zu nützen als durch die heute so beliebte Maskierung nicht wegzuleugnender Thatsachen, welche sich durch schöne Redensarten wohl für den Augenblick noch verhüllen und zurückdrängen, nicht aber aus der Welt schaffen lassen. Schon eingangs habe ich auf den schlechten Leumund hingewiesen, den Wildgärten im allgemeinen geniessen und wenn man denselben bessern, wenn man verhüten will, dass da oder dort, wo es nicht notwendig gewesen wäre, Hochwildstände aus Scheu vor dem verrufenen Begriff „Tiergarten“ der Vernichtung anheimfallen, so kann man das nicht besser und sicherer erreichen, als wenn man mit allen Mitteln zu verhüten trachtet, dass unter von vornherein ungünstigen Verhältnissen Wildgärten angelegt werden, die dann stets als abschreckende, nicht als zur Nachahmung auffordernde Beispiele wirken.

Übrigens werden sich selten Gegenden finden, in welchen ein Tiergarten überhaupt unmöglich gedeihen kann, man wird sich nur mit einem geringeren Wildstande begnügen müssen. In früheren Zeiten legte man bloss dann Tiergarten an, wenn es sich darum handelte, eine verhältnismässig grosse Menge von Hochwild auf engem Raume beisammen zu haben, um gegebenen Falles, ohne langwierige Vorbereitungen, Prunkjagden abhalten zu können. Viele Jäger denken bei dem Begriff Tiergarten an nichts anderes als an Anlagen dieser Art, und es ist das ja auch nicht zu verwundern, da die eingefriedete Wildbahn, in welcher nicht mehr Wild gehalten werden soll, als seit jeher hier war, erst eine durch die liberalen Strömungen bedingte und in der intensiven Kulturentwicklung der letzten vier Jahrzehnte begründete Erscheinung ist. Der Wildpark, von dem ich hier vorzugsweise spreche, soll bloss den im Freien unhaltbar gewordenen Hochwildstand ersetzen, aber nicht mehr als das, und hieraus ergibt sich schon an sich der Hauptsache nach die

Beantwortung der Frage, ob an einem bestimmten Orte die Anlage eines Wildgartens empfehlenswert erscheint, oder nicht. Dort, wo bisher Rotwild dauernd standhielt, im Walde keinen nennenswerten Schaden anrichtete und Felder nur besuchte, um sich von ihnen besondere Leckerbissen zu holen, dort kann man nach geringen Vorbereitungen im Forste unbedenklich zur Einfriedung schreiten und auf dem abgegrenzten Raume dann die gleiche Anzahl von Wild halten, die früher da war. Die Wildschadenvergütungen und Pachtsummen, die sich ehemals nicht umgehen liessen, um das Hochwild zu schützen, fallen weg, sie repräsentieren zumeist das Doppelte, ja manchmal das Zehn- und Zwanzigfache dessen, was die Einrichtung und Erhaltung eines Tiergartens dieser Art kostet, und der letztere bildet dann durchaus kein kostspieliges Vergnügen, er stellt vielmehr im Vergleiche zu den ehemaligen Auslagen eine unter Umständen ganz bedeutende Ersparnis dar. Es handelt sich ja lediglich um den Ersatz dessen, was sich das Wild früher auf den Feldern geholt, und das ist, wenn der Wildstand nicht übermässig anwächst, mit relativ geringen Opfern stets auch innerhalb des Reviers zu schaffen. Weit mehr, als das Wild auf den Feldern äst, zertritt es. Wenn z. B. an den Wald Winterroggen grenzt, an diesen ein Weizenfeld, dann endlich ein mit Hafer bestelltes, so richtet das Wild beim Durchwechselln durch die ersten beiden Äcker mehr Schaden an, als durch das Abäsen des Hafers, und dieser Schaden kommt ihm überdies einmal nicht zu gute; es wäre also eine falsche Rechnung, wenn man sagen wollte, dass der Tiergarten deshalb keinen materiellen Vorteil biete, weil man ja dem Wilde, um es gesund zu erhalten, auf speziellen Wildäckern im Walde genau so viel bieten muss, als es früher draussen gefunden. Auf den eigens dem Wilde zu liebe praktisch angelegten Wildfeldern kann nichts unnütz ruiniert werden, alles was da ist, wird wirklich geäst, während das Wild auf freiem Felde vielmehr, als es thatsächlich geniesst, ganz zwecklos beim Hin- und Herwechselln vernichtet. Zum Beispiel werden auf den

Fürstlich Reuss'schen Revieren bei Burgk a. S. für ca. 500 Stück Rehwild jährlich 5000—7000 Mark Wildschaden vergütet, pro Stück also 10—14 Mark. Ich habe die Taxation vor einigen Jahren selbst besorgt, dieser horrende Schaden war thatsächlich vorhanden, aber kaum den zwanzigsten Teil hatten die Rehe durch Abäsen verursacht, derselbe war vielmehr durch die fusssteigartig ausgetretenen Wechsel, durch die unzähligen Lager und das Treiben der Böcke in der Brunft entstanden; von der Auslage von durchschnittlich 6000 Mark entfallen bloss ca 500 Mark sozusagen auf Wildfutter, die übrigen 5500 Mark dagegen auf das Vergnügen des Wildes. Wenn man also ein Revier, in dem die Verhältnisse derart liegen, einzäunt und entsprechende Wildäcker anlegt, so ist die Ersparnis eine ganz bedeutende und das Wild geht qualitativ nicht zurück; denn das, was es auf dem Felde äste, findet es auf den Wildäckern in gleicher Menge und zum Hin- und Herwechseln, zum Lagern und zum Treiben eignen sich doch wohl grosse Schläge und Kulturen genau so gut wie die Felder, nur mit dem Unterschiede, dass der hiebei angerichtete Schaden gleich Null oder doch verschwindend gering ist. Noch gewaltiger stellen sich natürlich Schaden oder Ersparnis bei Rot- und Damwild und bei Sauen steigen diese Faktoren ins Unglaubliche. Rechnet man zu diesen Umständen den Vorteil, dass man im eingefriedeten Raum das Wild vollkommen in der Hand hat, dass einem niemand gutes, junges, hoffnungsvolles Wild weg-schiessen kann, während man selbst die Möglichkeit hat, durch regulierenden Abschuss besser als im Freien alle schwächlichen und schlechten Stücke zu entfernen und ein richtiges Geschlechtsverhältnis herbeizuführen, so erscheint der Tiergarten in einem so idealen Lichte, dass man überall, wo Bodenprodukte einen hohen Wert besitzen, nur wärmstens zur Eingatterung der Hochwildbahnen raten kann.

Auf diese Weise stopft man am besten jenem sozialistischen Gesindel, jenen „freisinnigen“ Volksbeglückern den Mund, die zu Gunsten einer Volksgruppe — nicht selten auch vor allem zu

eigenem Gewinn! — alle besitzenden Klassen an den Bettelstab bringen möchten. Diese immer mehr um sich greifenden Giftbazillen der modernen Gesellschaft vermag man nur in Schranken zu halten, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, wenn man alles aus der Welt schafft, was solchen Helden Stoff zu Klagen bietet, mögen diese noch so hirnerbrannt sein. Wenn auch der Wildschadenersatz Gesetz ist, wenn auch jeder Jagdbesitzer den Bauern allen ihnen durch das Wild zugefügten Schaden doppelt vergütet (und oft geschieht dies zehnfach!), so wird in den sozialistischen und freisinnigen Organen doch der geifernde Jammer über den Wildschaden, über das „unsere Zeit schändende Vergnügen der Grossen auf Kosten der Kleinen“ insolange nicht aufhören, als überhaupt ein Stück Hochwild bäuerliche Äcker betritt. Welch' ungeheurer Schaden aber der Jagd — und nicht bloss dieser — in den letzten Jahrzehnten durch solches Geschwätz und Geschrei zugefügt worden ist, wird keinem Jäger fremd sein; warum diese Gefahren für das Weidwerk nutzlos erhöhen, wo sie so häufig mühelos abzuwenden wären?

Es ist durchaus nicht meine Absicht, mit dem Vorstehenden in den Kulturländern heute schon die Aufgabe aller noch bestehenden freien Hochwildbahnen, beziehungsweise deren Einfriedigung zu empfehlen, denn es giebt ja nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern auch in Deutschland noch Gegenden, wo der Wildschaden infolge der herrschenden Verhältnisse überhaupt ein geringer oder doch ein nur den Besitzer selbst treffender ist; dort aber, wo der Schaden andere trifft, wo die Bodenprodukte wertvoll sind und wo sich daher, wenn dies nicht heute schon der Fall, binnen längstens zehn oder zwanzig Jahren in dieser oder jener Art der Zwang zur Eingatterung ergeben würde, dort warte man nicht erst, den sozialistischen Hetzern zur unsagbaren Wonne, diesen ab, sondern thue jetzt schon freiwillig, was man in absehbarer Zeit gezwungen thun müsste. So dient man den Interessen der Jagd direkt und indirekt, anderenfalls schädigt man sie.

Bereits vorhin wurde angedeutet, dass die Frage, ob in einem bestimmten Reviere eine Wildparkanlage ohne hohe Geldopfer möglich sei, ihre Erledigung sehr leicht findet, wenn die betreffende Wildart bereits vorhanden ist, es also an lokalen Erfahrungen mit ihr nicht mangelt. Es erübrigt dann bloss die Entscheidung, ob das, was sich das Wild früher auf den Feldern geholt, innerhalb der Einfriedung ersetzlich ist oder nicht.

Ungleich schwieriger gestaltet sich das Urteil, wenn in dem einzufriedigenden Terrain eine neue, daselbst früher nicht heimisch gewesene Wildart eingeführt werden soll. Bei der Menge von Umständen, die hier mitsprechen, lässt sich absolut keine allgemeine Anleitung nach dieser Richtung hin geben, weshalb ich hier bloss einigen orientierenden Bemerkungen Raum gewähre; eine endgiltige zutreffende Entscheidung kann nur durch erfahrene Sachverständige nach vorherigem sorgfältigem Studium des Terrains geliefert werden.

Der oberste Grundsatz ist und bleibt der schon erwähnte: je üppiger die Vegetation, je besser also der Boden, desto weniger kostspielig wird die Anlage, desto reicher kann der Wildstand sein. Indes giebt es nur selten Reviere, in welchen ein Wildpark ganz unmöglich ist; man muss nur, sofern die Verhältnisse sehr ungünstig liegen, auf gleich grossem Areal nicht ebenso viel Wild halten wollen, wie es der Nachbar bei vortrefflichem Boden thun darf.

Magere sandige Kiefernheiden eignen sich für Wildgärten zumeist am schlechtesten, weil infolge des Schattenmangels und des trockenen Untergrundes die Äsung schon im Spätsommer eine sehr dürftige ist; dagegen bietet sich in ihnen der Vorteil der Heide und des gleichfalls fast nie fehlenden Beerenkrautes, welche Pflanzen sehr zuträgliche Winteräsung liefern. Mit vermehrter Fütterung und reichlicher Anlage von Wildäckern, also mit erhöhten Kosten, lässt sich auch hier guter Erfolg erzielen.

Fichtenwälder können sich je nach der Bodenbeschaffenheit und Betriebsart vorzüglich oder garnicht zu Tiergärten eignen,

jedenfalls ist hier eine sehr erfahrene und umsichtige Leitung erforderlich, wenn einerseits das Wild gedeihen, anderseits der Schaden, den es anrichtet, nicht unerträglich werden soll. Der heute so vielfach im Gebrauch stehende Kahlschlagbetrieb verträgt sich mit einem starken Rot- oder Damwildstande absolut nicht; erscheint daher der Übergang zu der in Hochwildrevieren ungleich empfehlenswerteren Plenter- oder Femelwirtschaft aus diesem oder jenem Grunde unmöglich, so sind wenigstens anderweitige umfassende Vorkehrungen erforderlich. Die Wiesen müssen infolge der durch die Fichten bewirkten intensiven Beschattung, wenn sie nicht sehr bald versauern sollen, grösser als bei anderen Holzarten angelegt werden, jedenfalls nicht unter 2,5 ha. Ist der Boden undurchlässig, wodurch die Versauerung beschleunigt wird, so bleibt unter Umständen nichts anderes übrig, als die Anlage von periodischen Wiesen, d. h. man richtet die Mitte eines günstig gelegenen Schlages etwa zwei Jahre nach dem Abtrieb zur Wiese ein, so dass diese nur von Jungholz umschlossen wird. Wenn der Bestand soweit herangewachsen ist, dass dem Graswuchs durch die zunehmende Beschattung demnächst Schaden droht, eine Kultivierung der Wiese aber noch möglich ist, so wird dieselbe verpflanzt und an ihrer Stelle anderwärts in gleicher Weise eine neue Wiese geschaffen. Allerdings wird dieses von mir eingeführte System den Wiesenetat etwas erhöhen, die vermehrte Auslage kommt jedoch indirekt reichlich wieder herein, da die Wiesen dann ihren Zweck wirklich erfüllen, während versauerte und vermooste Wiesen vollkommen tote, nach keiner Richtung hin nutzbare Punkte im Revier bilden. Man darf nur mit der Verpflanzung der Wiesen nicht allzulange warten, weil, wenn einmal die Beschattung eine intensive ist, auch die Kultur schlecht gedeiht. Wildfelder müssen sehr reichlich vorhanden sein, ferner dürfen an allen kleinen entbehrlichen Flecken, wie sich solche ja in jedem Revier bei gutem Willen finden lassen, Brombeeren und Himbeeren nicht fehlen. Vorhandene Weichhölzer, insbesondere Aspen, die das beste Prossholz, also auch das sicherste

Mittel zur Verhütung von Schälsschäden liefern, sind nach Thunlichkeit zu schonen und zu begünstigen. Sehr oft findet man, weniger infolge der Zweckmässigkeit als infolge einer speziellen Liebhaberei des Forstverwalters, die Wegeränder, Flügel u. s. w. mit Lärchen oder Ahorn besetzt; selbstredend müssen diese dem Wilde nicht nützenden Bäume weichen und Rosskastanien und Vogelbeeren Raum geben, die überaus wertvolle Äsungsbeigaben liefern. Eichen und Buchen werden, wo immer es thunlich erscheint, horstweise eingesprengt, überhaupt muss es das Ziel der Forstverwaltung bleiben, den reinen Nadelholzbestand succesive zu einem gemischten umzugestalten.

Durchaus gefährlich erscheint die prinzipielle Eingatterung von Kulturen, Forstassessor Schumacher nennt sie mit Recht ein zweischneidiges Schwert. „Wie viele Reviere giebt es“, schreibt der Genannte, „in denen beispielsweise auch nicht eine einzige Jungfichte zu finden ist, deren Gipfelknospen nicht alljährlich vom Wilde verbissen wurde und wie viele Dickungen und Stangenorte von vorzüglichem Wuchs stehen heute an Stellen, die der Revierverwalter seinerzeit nur mit Angst und Bangen zu betreten wagte. Die Fichten, nach Art der „Echternacher Springprozession“ zwar immer wieder in ihrem Längenwuchs zurückgedrängt, halten, wenn sie einmal eine nach der anderen der Rotwild-„Schere“ entwachsen waren, das versäumte Höhenwachstum in einer Weise nach, dass nach Jahrzehnten ein wesentlicher Höhenunterschied zwischen ihren eingeschonten Altersgenossen nur in solchen mit Rot- oder Damwild überstark besetzten Wildparkanlagen zu konstatieren ist, für welche der Ausdruck Pferch wohl besser angebracht wäre.“ Ich schliesse mich diesen Ausführungen prinzipiell durchaus an; den Schaden, den ein nicht übermässiger Wildstand an den Kulturen anrichtet, steht keineswegs im Verhältnis zu den Kosten der Sommerfütterung, welche kaum erlässlich ist, wenn man dem Wilde seine beste Äsung, das innerhalb der Kulturen wachsende Gras entzieht. Auch ist der Umstand nicht zu übersehen, dass es sich bei dem

Verbiss um die Schädigung oder Vernichtung junger Pflanzen handelt, also um solche, die noch wenig Arbeit und Zeit gekostet haben; entzieht man in reinen Fichtenforsten dem Rotwild die Möglichkeit des Verbisses, so beginnt es zu schälen und eine dreissigjährige vernichtete Fichtenstange repräsentiert doch zweifellos ein ganz anderes Kapital als ein paar ruinierte Pflanzen. Reviere mit nicht übermässigem Rotwildstand, in denen stark geschält wird, liefern ganz unzweideutig den Beweis, dass dem Verwalter entweder die Kenntnis dessen abgeht, was das Wild unumgänglich nötig braucht oder aber der gute Wille, es ihm zu bieten. Ich habe manchen arg zugerichteten Fichtenwald gesehen, und der betreffende Verwalter versicherte mir jammernd: „Jetzt werden Sie doch selbst zugeben, dass sich Rotwild mit einer intensiven Forstwirtschaft nicht verträgt!“ — Würde der Betreffende statt „intensive Forstwirtschaft“ verbohrt Forstgärtnerei gesagt haben, so hätte ich ihm Recht geben müssen, da er aber diesen Ausdruck nicht gebrauchte, musste ich bedauernd die Achseln zucken und dem Guten erklären, dass ich in dem Gesehenen eher eine Bestätigung meiner als seiner Anschauungen finde. Der Schaden liess sich freilich nicht ableugnen, auf den ersten Blick aber erkannte man, dass derselbe geradezu mutwillig herbeigeführt war. Da standen die alten Hölzer in tadellosester, rührendster Uniformität wie ein zur Parade aufmarschiertes Regiment pommerscher Grenadiere, Fichte, Fichte und immer wieder nur Fichte, herrlich „gereinigt“, von weichen Laubhölzern natürlich keine Spur, ebensowenig von Wildäckern und ausreichenden Wiesen; ein Teil der Kulturen eingezäunt, der andere offen, wundervoll in endlosen geraden Streifen gepflanzt. Und es giebt Leute, welche sich noch wundern, wenn Rot- und Damwild unter solchen Umständen auch bei nicht starkem Stande intensiven Schaden anrichten!

Lässt sich der Kahlschlag absolut nicht vermeiden, ein Fall, der indes fast niemals vorkommt, dann muss wenigstens bei der Kultur Rücksicht auf das Wild genommen werden. Saat ist aus

naheliegenden Gründen der Pflanzung entschieden vorzuziehen, wo aber doch letztere zur Anwendung gelangen soll oder muss, dort dürfen nur mindestens vierjährige Pflanzen in engem Ver-
bände angewendet und überdies muss die Lage der Streifen oft, mindestens alle 15 Meter weit, geändert werden. Sind die Pflanzen dann nur halbwegs herangewachsen, so bildet eine solche Kultur ein förmliches Labyrinth, welches das Hin- und Herwechseln wohl nicht verhindert, aber doch sehr erschwert, weshalb sich das Wild auf ihnen viel weniger gerne aufhält, als auf solchen Kulturen, bei denen die Pflanzen, förmliche Gassen bildend, in endlosen Reihen dastehen. Der Ertrag wird durch eine derartige Pflanzmethode nicht beeinflusst und wenn Schönheitsrücksichten in Betracht kommen sollen, so muss ich offen gestehen, dass mir derartige weniger regelmässige Bestände viel lieber sind als solche, die sozusagen lauter Alleen bilden und schon in durchforsteten Stangenhölzern den Blick hunderte Schritte weit ins Innere dringen lassen. Der Wald soll Wald bleiben und nicht zum Baumgarten herabsinken, sonst verliert er jedwede ästhetische Bedeutung, die ihm wenigstens dann gewahrt bleiben soll, wenn er zugleich ein Jagdrevier darzustellen hat. Für uns Jäger ist der Wald nicht, wie für eine gewisse Sorte moderner Forstwirte, bloss ein Rechenexempel!

Um übrigens nicht gegebenen Falles vielleicht einmal an anderer Stelle mit meinen eigenen Angaben scheinbar in Widerspruch zu kommen, bemerke ich hier, dass die prinzipiell zu verwerfende Einschonung von Kulturen unter besonderen Ausnahmeverhältnissen zur Notwendigkeit werden kann. Hiefür ein Beispiel aus der Praxis. Die Fürstlich Reuss'schen Reviere Politz und Hermannsgrün, Fichtenforste mit Kahlschlagbetrieb, zusammen rund 2200 ha gross, waren stark mit Rotwild übersetzt. An das Revier Hermannsgrün stösst direkt, bloss durch eine Chaussee getrennt, der mehr als doppelt so grosse Werdauer Wald (Kgl. Sächsisches Staatsrevier), welcher auf besserem Boden stockt, in dem jedoch das Rotwild nicht geschont wird. Die

beiden erstgenannten Reviere werden leider sehr stark von Spaziergängern besucht, und das Rotwild wurde hierdurch im Laufe der Zeit so vertraut, dass es mit Ausnahme des heissesten Sommers den grössten Teil der Tage auf den Kulturen und Schlägen zubrachte. Natürlich reichte für diesen intensiven Verbiss auch das Widerstandsvermögen der Fichte nicht mehr aus, und als ich die jagdliche Leitung jener Reviere übernahm, standen infolgedessen die vorhandenen Dickungen nach Areal und Qualität in keinem Verhältnis zu dem übermässigen Wildstande und für die Zukunft war eher noch eine Verschlimmerung als eine Besserung dieser Übelstände zu gewärtigen. Die wenigen vorhandenen Dickungen waren mit Kahlwild überfüllt und den Feisthirschen, die bekanntlich Einsamkeit und volle Ruhe lieben, blieb nichts anderes übrig, als sich nach dem Werdauer Wald zu ziehen, der allerdings grössere und bessere Dickungen bietet, wo aber den armen Auswanderern überall die Kugel (oft sogar Schrot!) drohte, so dass sie zur Brunft immer bloss stark dezimiert zurückkehrten. Da der Wildzaun vermieden werden sollte, erübrigte mir als letzte Aushilfe nichts anderes als zwei grosse Kulturflächen für einige Jahre eingattern zu lassen, um nur überhaupt wieder gute Dickungen zu schaffen, und in dieser Weise wird auch fortgefahren werden müssen, wenn nicht alljährlich ein namhafter Prozentsatz der vorhandenen Hirsche verloren gehen soll. Allerdings handelte es sich hier, ich wiederhole dies, um unnütz herbeigeführte Ausnahmeverhältnisse, denn eine Übersetzung thut nirgends gut und am allerwenigstens dann, wenn es sich um an sich in Bezug auf Boden, Bestandsart und Bewirtschaftung ungünstige Reviere handelt.

Laubwälder eignen sich im allgemeinen zu Tiergärten viel besser als reine Nadelholzbestände, nur muss in diesen ebenso-wohl wie dort die Eingatterung der Kulturen unterbleiben. Auch hier teile ich Schuhmachers Ansichten vollkommen: Mit dem Hochkommen von Buchenverjüngungen bei starkem Rot- und Rehwildstand verhält es sich ähnlich, wenn auch nicht geleugnet

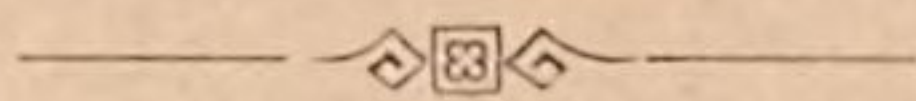
werden kann, dass eine leidliche Sprengmast an besonders exponierten Orten vom Wilde total aufgezehrt werden kann. Das Missraten der Verjüngungen und die nachfolgende Bodenverödung ist dann aber sehr oft nicht allein auf Rechnung des Wildverbisses zu setzen. Warum war man so eilig mit der Verjüngung und wartete nicht auf eine Vollmast oder stellte den Schlag überhaupt so, dass er von dem Missraten einer Mast, welches in diesem Falle auch die Folge eines einzigen Spätfrostes sein konnte, unabhängig war? In Jahren wirklicher Vollmast ist ein Misslingen der Verjüngung lediglich infolge des Wildverbisses selbst bei einem sehr hohen Wildstande ziemlich unmöglich. Dafür ein drastisches Beispiel aus der Praxis. Im Jahre 1869, welches bekanntlich mit 1858 und 1888 zu den besten Mastjahren der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gehörte, wurde in der Oberförsterei Veckerhagen unter anderem ein mehrere Distrikte umfassender Samenschlag im Forstorte Knotberg gestellt. Das Revier gehörte, wie noch heute, zum Reinhardswalder Wildpark. Die damalige Forstverwaltung befürchtete bei dem derzeit überaus starken Wildstande — nahezu pro 10 ha ein Stück Rotwild — des im ganzen 8000 ha haltenden Wildparkes, der an der fraglichen Stelle wegen der exponierten Lage noch erheblich stärker anzunehmen war, ein totales Missraten der vorzüglichen Mast und ersuchte daher die Jagdverwaltung nach Ausweis der Akten um schleunige Eingatterung des in Frage kommenden Forstortes, da andernfalls nicht eine Pflanze hochkommen würde. Die Eingatterung aber unterblieb trotzdem und, wie der Erfolg zeigte, mit vollem Recht; Verfasser, der sechzehn Jahre nach jenem Antrage denselben Forstort räumte, hat wohl selten eine wohlgelungenere Buchenverjüngung gesehen. — Ein Nachteil reiner Laubwälder ist der, dass sie dem Wilde wenig Schutz gegen Witterungsunbilden gewähren und deshalb ist das forstweise Einsprengen von Fichten und Tannen sehr zu empfehlen. Wie der reine Fichtenwald, so soll auch der reine Buchen- oder Eichenforst, wenn er einen reichen

Wildstand beherbergen muss, nach und nach zu gemischten Beständen umgestaltet werden.

Eine spezielle Anleitung zur Anlage, Verbesserung und Erhaltung von Wiesen zu geben, unterlasse ich hier, da man doch wohl bei jedem Tiergartenverwalter ausreichende diesfällige Kenntnisse voraussetzen darf. Bemerken möchte ich nur, dass die in den jagdlichen Handbüchern gegebenen Normen bezüglich des Areales der Wiesen im Verhältnis zum Walde durchaus nicht für alle Gegenden zutreffen. Eine diesfällige Regel giebt es nicht, jedenfalls aber empfiehlt es sich, in einem Tiergarten lieber viel zu viel Wiesen zu haben, als um ein geringes zu wenig.

Das Gleiche gilt von der Ausdehnung der Wildäcker, deren Grösse gleichfalls nicht bloss von dem Wildstande abhängen darf, sondern auch mit gleichzeitiger Rücksicht auf die anderweitige vorhandene Äsung fixiert werden muss. Die Bestellung erfolgt mit Rotklee, Luzerne, Lupinen, Seradella, Esparsette (je nach der Bodenbeschaffenheit), Hafer, Waldkorn, Wicken, Buchweizen und Kartoffeln. Ausserdem dürfen einige Topinamburpflanzungen nicht fehlen. Alle diese Felder werden eingezäunt und dem Wilde in der Reihenfolge Klee, Korn, Hafer, Lupine, Wicke, Kartoffel und Topinambur streifenweise, damit nichts unnütz zertreten wird, successive zur Abäsung überlassen.

Alle anderen für das Wild erforderlichen Anlagen und Massnahmen finden in den folgenden beiden Abschnitten ausführliche Behandlung.



II. ABSCHNITT.

TECHNISCHE ANLAGEN.

1. Die Tracierung des Zaunes mit Rücksicht auf die Bestandsverhältnisse und Kommunikationen.

Die Tracierung des Wildzaunes, d. h. die Feststellung der Linie, in welcher er zu laufen hat, ist eine sehr schwierige Aufgabe, die ein ebensowohl in technischer als in praktisch jagdlicher Beziehung scharfes und geübtes Auge erfordert. In dieser Richtung begangene Fehler rächen sich meist noch viel bitterer als solche, die in ungünstiger Errichtung des Zaunes selbst liegen.

Die kürzeste Verbindung zweier Punkte bildet bekanntlich die Gerade, und im Hinblick hierauf erschiene es vom theoretischen Standpunkte aus am geratensten, auch den Wildzaun, soweit irgend thunlich, in gerader Richtung unter Vermeidung von Ecken und Winkeln zu bauen. In der Praxis jedoch ergeben sich dagegen oft sehr wesentliche Bedenken, ja, es ist vorgekommen, dass einfach durch die Absicht, ein paar hundert Meter Zaun zu sparen, der Zweck der ganzen Anlage verfehlt wurde. Dort, wo der Zaun durch geschlossene Wälder läuft, erscheint die gerade Linie natürlich immer am empfehlenswertesten, dafür aber darf man an den gegen Felder und Wiesen hin gelegenen Lisièren unter keinen Umständen vorspringende Ecken und Bogen abschneiden, sie müssen, auch wenn sich infolgedessen der Zaun um einige hundert Mark teurer stellt, unbedingt mit eingezäunt werden. Geschieht dies nicht, so ergeben sich namentlich beim Rehwild, und im geringeren Masse auch beim Rotwild, sehr unangenehme Konsequenzen. Jedes Wild drängt nach den Feldern, insbesondere in den ersten Jahren seiner Eingatterung, wo es sich plötzlich von seinen liebsten Äsungsplätzen abgeschnitten sieht.

Die beistehende Skizze 1 illustriert einen Fall, in welchem man sich aus übel angebrachten Sparsamkeitsrücksichten verführen lassen könnte, die Einfriedung der Linie *A B* herzustellen. Gesetzt den Fall, der Zaun sei so dicht und hoch, dass sich kein Stück durchzwängen, kein Stück ihn überfallen kann, so bleibt es doch unvermeidlich, dass ab und zu durch Bosheit oder durch Fahrlässigkeit das Thor des nicht sperrbaren Rechtweges bei *C* offen

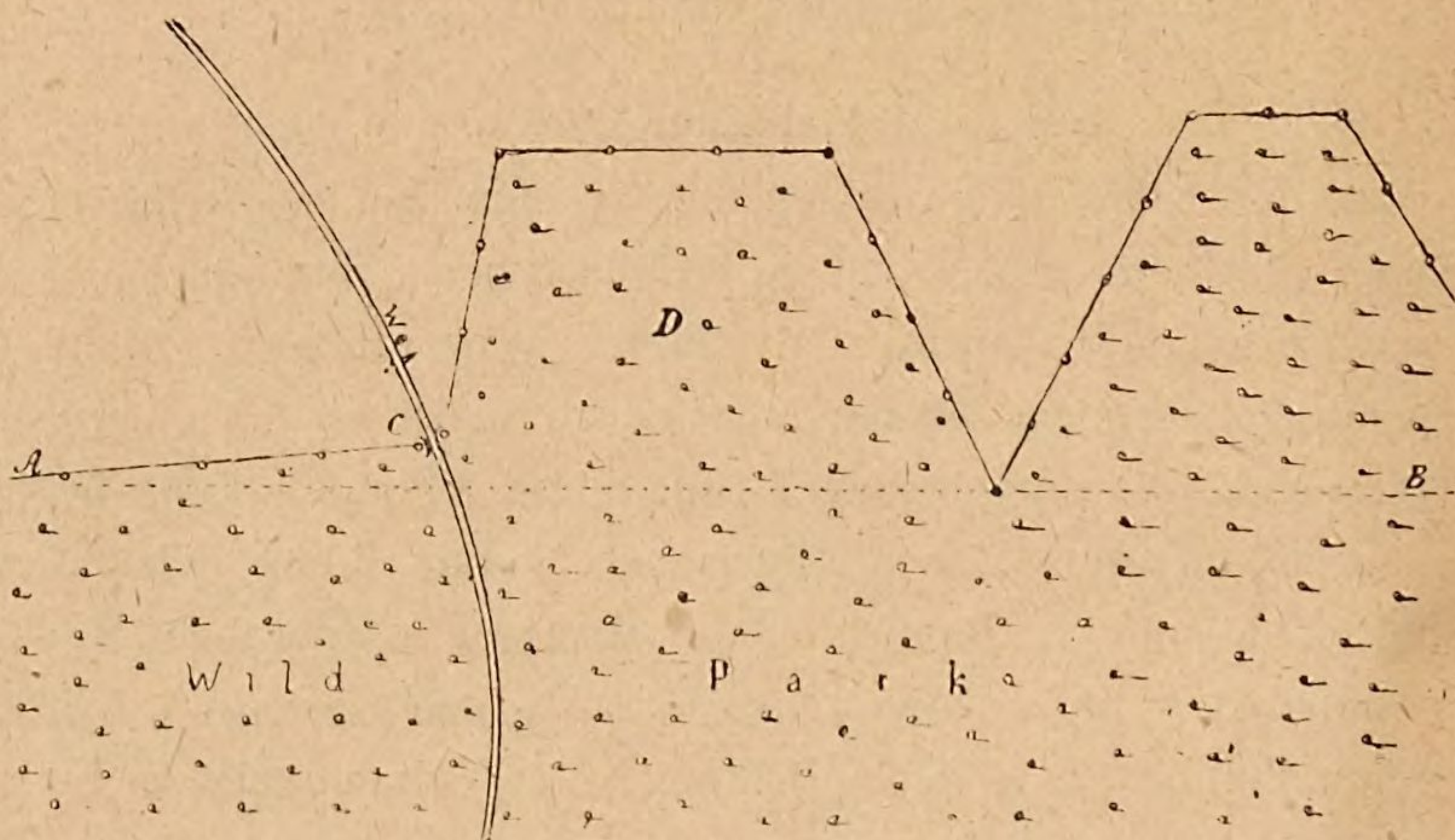


Fig. 1

gelassen wird; durch dieses wechselt das Wild abends aus, kehrt aber am Morgen sehr oft nicht wieder durch dasselbe zurück, sondern bleibt in den ausserhalb des Zaunes gelegenen Parzellen *D* und *E* stehen. Besonders Rehwild thut dies mit Vorliebe, und es kann geschehen, dass ein in jener fehlerhaften Weise umfriedeter Rehgarten binnen kürzester Frist fast leer ist; statt dass das Rehwild geschützt wurde, hat man es dem jede Nacht am Waldrande hockenden Bauern geradezu in die Flinte getrieben. Führt der Zaun dagegen ausserhalb an der Lisière hin, so wechselt das Wild, das nun vom Thore direkt ins Freie muss, weniger gern, jedenfalls später aus und flüchtet bei der geringsten Störung sofort durch das Thor zurück, da sich ihm ausserhalb der Einzäunung keine Deckung bietet.

Ich führe hier aus meiner Praxis ein sehr trauriges Beispiel auf. An die Fürstlich Reuss'schen Reviere bei Greiz stösst eine Gemeinde Hermannsgrün an; der grösste Teil der Grenze wird durch die an bäuerliche Felder stossende Lisière des herrschaftlichen Waldes gebildet, nur auf der kleineren Hälfte schliessen sich an den Forst noch ein paar ganz kleine Bauernhölzer an. Da dort seit jeher viel Rot- und Rehwild verloren ging, wollte ich die Gemeindejagd pachten, erhielt sie jedoch nicht, obwohl ich ausser doppeltem Pachtgeld auch vollen Wildschadenersatz bot. Die Bauern trugen allerdings den Schaden nicht gern, wollten aber auch ihr Vergnügen nicht opfern und kamen so, Gott weiss wie, auf eine scheussliche Idee: Sie führten zwanzig Schritte ausserhalb der fürstlichen Grenze einen Drahtzaun, ohne jedoch die Wege und Fusssteige durch Thore zu verschliessen, so dass also hier überall Lücken offen blieben. Natürlich nahm das Rehwild dieselben arglos an, zog wie früher abends auf die Felder und wollte in der Morgendämmerung wieder zurück — da stand aber an jeder Lücke ein Bäuerlein mit der erbarmungslosen Flinte; auf diese Weise wurde der ehemals sehr schöne, sorgsam gehegte Rehstand zur Hälfte vernichtet.

Hier haben die Bauern den Streich gespielt, indes kann es, wie erwähnt, auch vorkommen, dass sich der Besitzer selbst durch einen unvernünftig geführten Zaun um seinen Rehstand bringt, also das Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte. Einen derartigen sehr drastischen Fall teilt Forstassessor Schumacher*) mit: „Im Jahre 1883 wurde die an die Mündener Feldmark und Gärten stossende Lisière der Oberförsterei Cattenbühl auf mehrere Kilometer mit einem im übrigen völlig dichten Hordenzaun umgeben, wobei es aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, ratsam erschien, zwei vorspringende Distrikte auszuschliessen. Ein fernerer Übelstand war der, dass eine durch das Revier führende öffentliche Landstrasse durch ein Thor nicht

*) In seiner Broschüre „Das Wildgatter“, Neudamm, 1890, welche allen Interessenten wärmstens empfohlen sei. Der Verf.

abgeschlossen werden konnte und man sich mit einem, allerdings zu kurz und zu gerade angelegten sogenannten Trichter helfen musste. Obwohl am Tage der Vollendung nachweislich auch nicht ein Reh in den beiden ausserhalb liegenden Distrikten stehen geblieben war, dauerte es gar nicht lange, und die beiden Distrikte enthielten etwa soviel Rehe wie sechs innerhalb liegende, da es den meisten der aus der Wegeöffnung einmal ausgewechselten Stücke gar nicht einfiel, am Morgen den Rückwechsel wieder einzuschlagen.“

Dass man, soweit thunlich, unverschliessbaren Kommunikationen ausweichen muss, ist selbstverständlich; wo dies

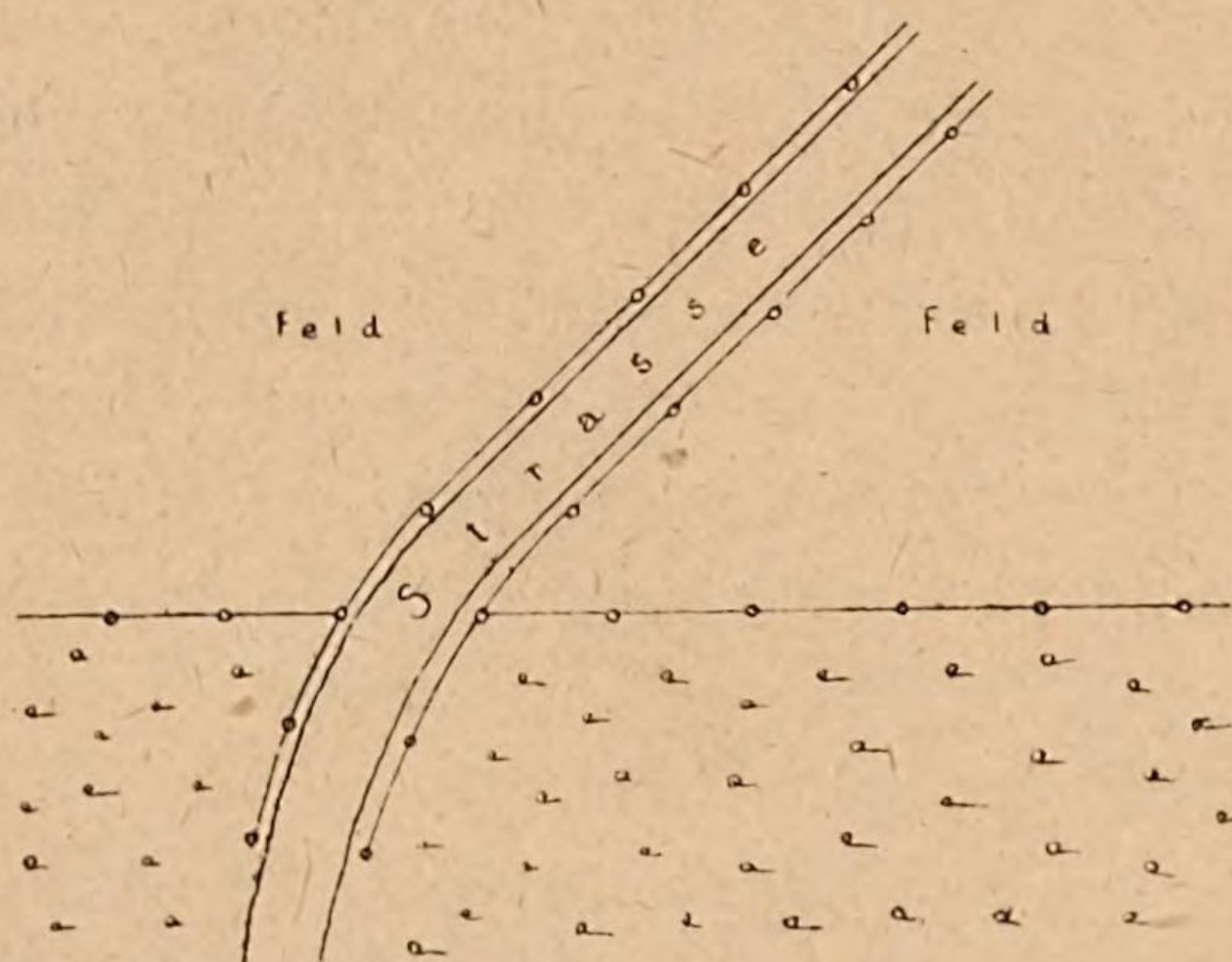


Fig. 2

unmöglich, müssen wenigstens den örtlichen Verhältnissen angepasste Schutzmassregeln getroffen werden. Dieselben können sehr verschieden sein. Bei Fusssteigen, die eigentlich bloss für das Personal bestimmt

sind und deren Benützung der Besitzer anderen Personen verbieten oder nach eigenem Gutdünken gestatten kann, ist es am besten, den Zaun garnicht durch ein Thor zu unterbrechen, sondern an demselben eine Doppelleiter anzubringen, welche dem Menschen das Übersteigen gestattet, während sie für das Wild ein unüberwindliches Hindernis darstellt. Bei Holzabfuhrwegen und ebenso selbstredend bei öffentlichen Strassen und ersessenen Rechtswegen empfiehlt es sich, den Schnittpunkt in die unmittelbare Nähe eines bewohnten Gebäudes zu verlegen, in welchem Falle weitere Schutzvorrichtungen zumeist entbehrlich werden; giebt es keine derartig

gelegenen Gebäude, so bleibt nichts übrig, als die Ausgänge entweder mit den später zu besprechenden, sehr zweckmässigen aber teueren selbstthätigen Thoren oder wenigstens mit einem sogenannten Trichter oder Hals zu versehen, wie er in Fig. 2 abgebildet ist. Man führt so dicht als möglich am Wege 2—300 m weit den Zaun beiderseits fort, so dass eine lange schmale Gasse entsteht, durch welche das Wild — Schwarzwild ausgenommen — nicht gerne durchwechselt; Hauptsache bleibt, dass der Weg an dieser Stelle nicht gerade verläuft, da das Wild sonst den Ausgang eräugt und sich doch entschliesst, auf ihn zuzuwechseln. Macht der Weg eine sehr scharfe Krümmung, so genügt es auch, wenn man den Zaun so führt, wie es

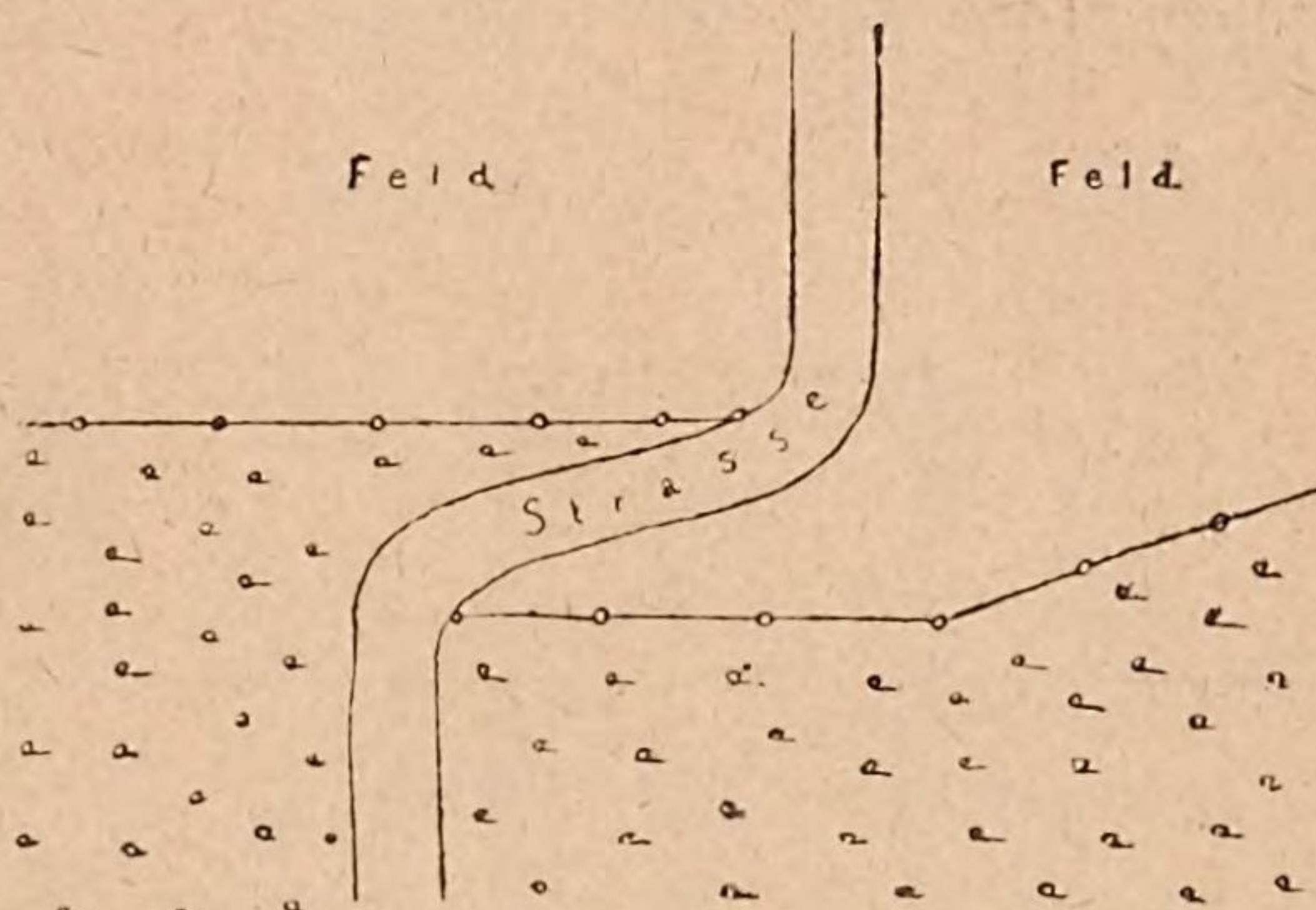


Fig. 3

Fig. 3 zeigt. In manchen Gegenden baut man überdies an den Ausgang eine Hundehütte und legt in derselben einen wachsam, fleissig halsgebenden Kettenhund an, doch geht das bloss dort, wo die Bevölkerung gutmütig ist und mit Besitzer und Personal auf gutem Fusse steht; wollte man dies z. B. im Vogtlande oder in der Umgegend von Wien versuchen, so wäre der Hund wohl nach acht Tagen bereits vergiftet.

Holzabfuhrwege oder gestattete Fusssteige mit gewöhnlichen selbstschliessenden Thoren oder Pforten zu versehen, hat keinen Zweck; solche Thore werden von den Fuhrleuten erfahrungsgemäss durch Steine oder Pflöcke befestigt und nach der Benützung aus Faulheit oder Bosheit offen gelassen. Kann man das Thor nicht abschliessen und bloss von Fall zu Fall durch einen Beamten öffnen lassen, so begnüge man sich mit einem ganz einfachen Flügelthor und den erwähnten Trichtern.

Für Fusssteige sehr praktisch ist eine von Forstassessor Schumacher beschriebene Sicherung, die im Reinhardswalder Wildpark angewendet wird. „Dort hat man die schmale, etwa 150 cm breite, mit einem Thore verschliessbare Gatteröffnung zunächst mit einer quadratförmigen Umfriedung nach Art eines sogenannten Windfanges umgeben, in der Weise, dass die eine Seite dieses Quadrates von dem Gatterthor selbst, die daran anschliessende zweite und dritte Seite von einem Gatterstück derselben Höhe und Breite wie das Thor gebildet werden, während

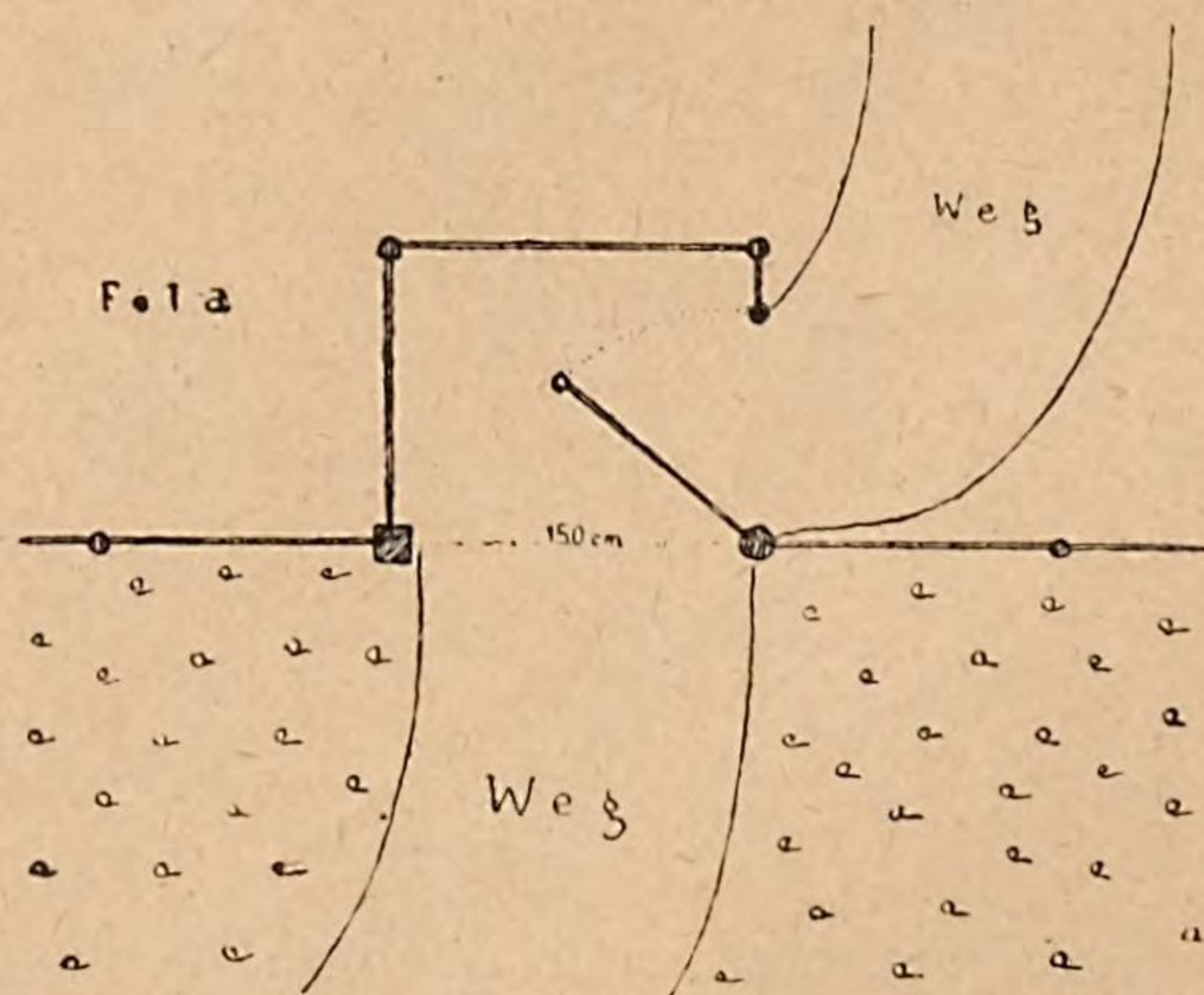


Fig. 4

die vierte Seite endlich offen ist. Das Thor öffnet sich nach aussen, der Fussgänger aber kann nur dann passieren, wenn das Thor genau die Diagonale des genannten Quadrates bildet, da die Seite des Quadrates — in diesem Falle das Thor — bekanntlich viel kürzer als die Diagonale ist. In dieser

durch die Drehung um circa einen halben rechten Winkel erreichten Stellung schlüpft der Fussgänger an dem Thor vorbei, welches den Austritt von Wild, selbst wenn es offen stehen bleibt, dadurch verhindert, dass es nur um einen rechten Winkel drehbar ist und bei weiterer, über die Diagonalstellung hinausgehender Öffnung von dem Eckpfosten der dritten, mit der eigentlichen Gatteröffnung parallelen Seite des Quadrates aufgehalten wird.“ Fig. 4, welche das Thor in geöffnetem, das Passieren gestattendem Zustande zeigt, veranschaulicht diese sinnreiche und sehr einfache Konstruktion im Grundriss.

Will man bei Holzabfuhrwegen nicht jedesmal einen Beamten oder Arbeiter mit den Fuhrleuten schicken, der das Thor auf- und

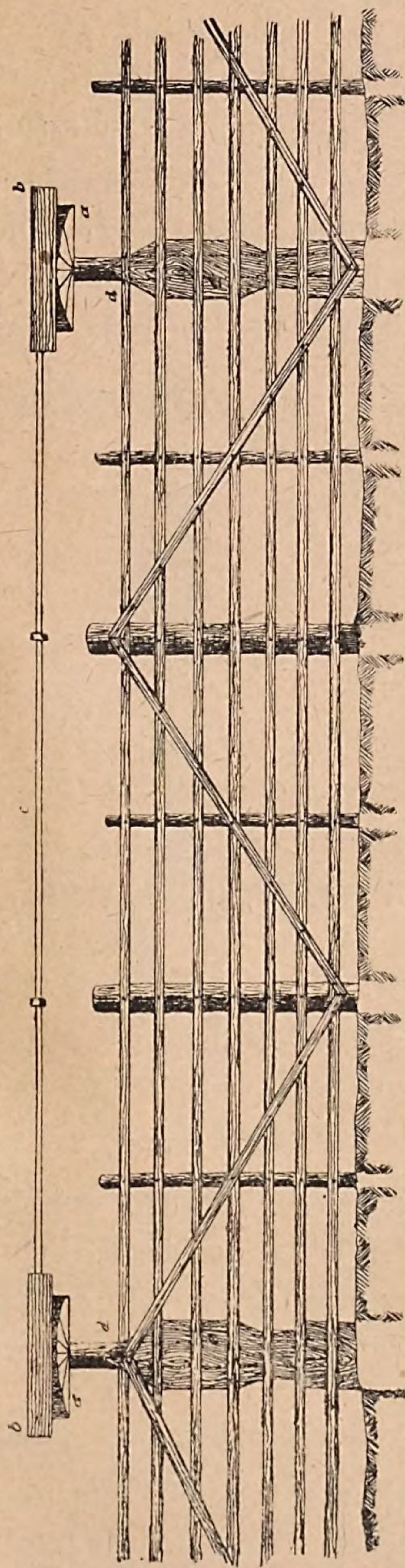


Fig. 5



Fig. 6

wieder abschliesst, so empfiehlt sich die Anbringung eines selbstthätigen Doppelthores. Die einfachste und praktischste Art ist jene, welche in vielen Mecklenburger Revieren eingeführt und auf Fig. 5 in der Seitenansicht, in Fig. 6 im Grundriss dargestellt ist. Die Strasse wird mit einem 30—35 m langen Hals versehen, dessen beide Öffnungen zwei gewöhnliche Thore abschliessen. Die drehbaren Stellen (*d*) der Thore sind am Kopf mit Zahnrädern (*a*) versehen, in welchen eine Zahnstange (*b*) eingreift; diese

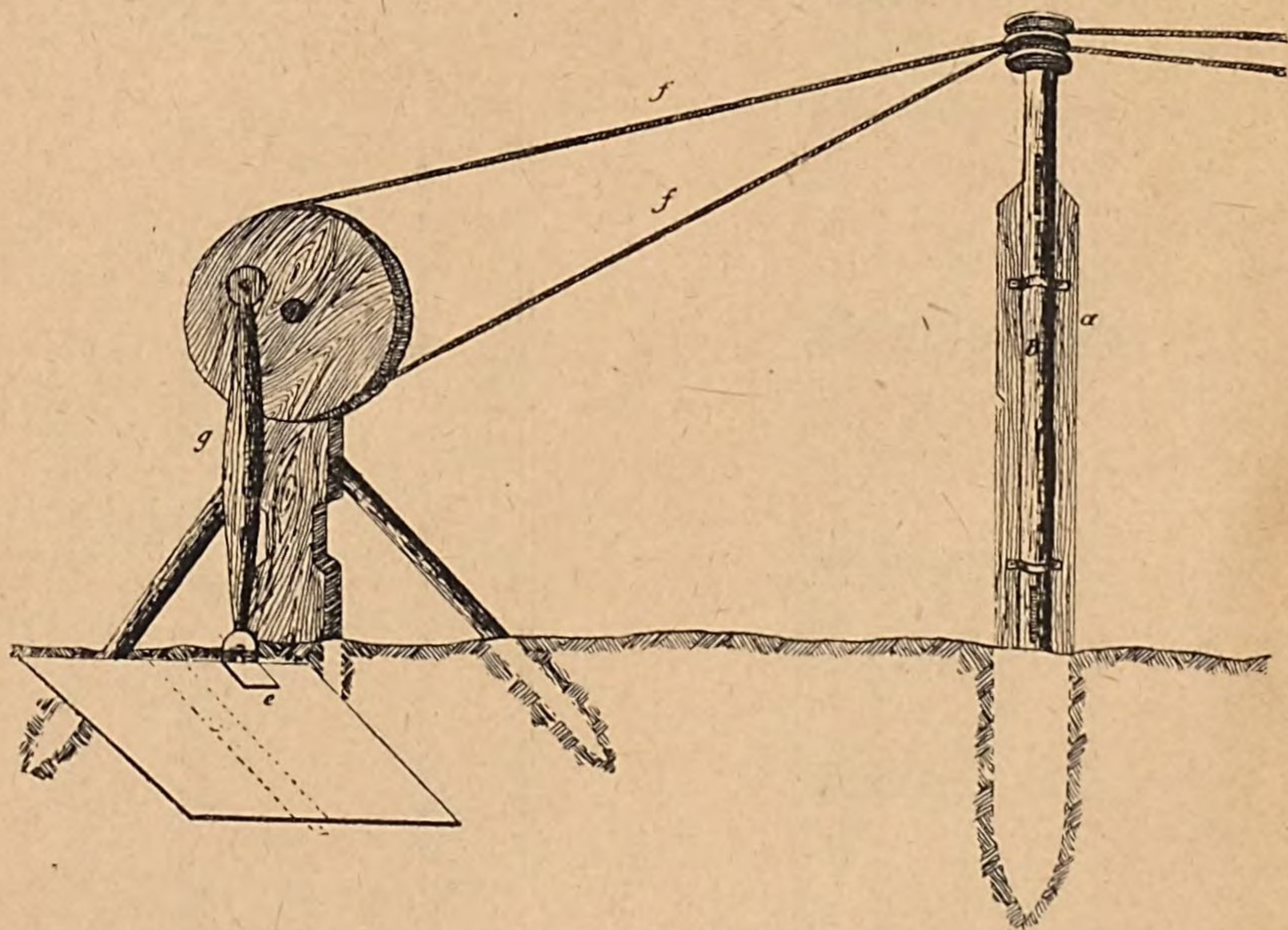


Fig. 7

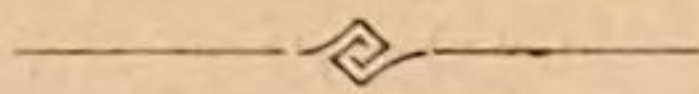
Zahnstange ist so lang, dass sie, wenn eines der Thore geöffnet wird, das andere zuzieht. Hat also der von *x* kommende Fuhrmann das Thor II erreicht und öffnet dasselbe, um nach (*y*) weiterfahren zu können, so schliesst sich hinter ihm das Thor I von selbst.

Chausseen können natürlich in keiner der vorgeschriebenen Arten abgeschlossen werden, auch nicht mit dem Mecklenburger Doppelthor, da dasselbe immerhin das Absteigen des Kutschers erfordert und somit gewissermassen ein Verkehrshindernis darstellt,

gegen welches das Publikum Einspruch erheben kann. Man hat sich in den letzten Jahren vielfach bemüht, ein vollkommen selbstthätiges Thor zu konstruieren, welches den Verkehr in keiner Weise hindert, und wirklich ist es dem Zeugschmied Wolff in Joachimsthal, Uckermark, gelungen, ein solches Thor herzustellen, welches seit nunmehr acht Jahren in der Oberförsterei Grimnitz (Schorfheide) in Anwendung steht. Ich selbst kenne diese Konstruktion (Fig. 7) nicht aus eigener Anschauung und gebe daher die Beschreibung des Forstassessors Schumacher. „In den Weg sind 62 m von einander und 31 m von dem Thore entfernt zwei bewegliche Plattformen (*e*) aus starkem Eichenholz, 350 cm im Quadrat, versenkt. Dieselben sind auf der unteren Seite mit einer durch Punktierung angedeuteten kräftigen Eisenstange versehen, deren Enden in einem Lager ruhen. Um diese Stangen als Achsen sind beide Plattformen drehbar. Ein darüber fahrender Wagen drückt mit seinen Hinterrädern die zuletzt passierte Kante der Plattform um einige Zoll — soweit ist dies überhaupt nur möglich und nötig — nach unten, wodurch die entgegengesetzte Kante entsprechend gehoben wird. Diese Bewegung der Plattform überträgt sich nach Art eines Tretrades (Spinnrad, Schleifstein) mit Hilfe der Eisenstange (*g*) auf ein Rad (*d*) von Holz, welches einen Durchmesser von 128 cm besitzt und auf seiner Peripherie mit einer tiefen Rille zur Führung des Drahtseiles (*f*) versehen ist. Durch Vermittlung je eines Drahtseiles überträgt sich endlich die Bewegung von dem in der Vertikalebene stehenden Rad (*d*) auf die horizontale Doppelrolle (*c*), welche mit zwei untereinanderstehenden Rillen zur Aufnahme je eines der Drahtseile versehen ist und einen Durchmesser von 60 cm besitzt. Die Rolle krönt den durch Eisenbänder beweglich mit dem Pfosten (*a*) verbundenen Thorstollen (*b*), in welchen an den angedeuteten Stellen das Thor selbst eingezapft ist. Nehmen wir an, das Thor sei geschlossen, in welcher Stellung die beiden nach aussen liegenden Kanten der Plattformen nach unten gedrückt, die inneren demnach nach oben gerichtet sind, und es käme ein Wagen von links gefahren, so

werden die Hinterräder desselben zunächst die innere Kante der Plattform (e) niederdrücken und das Thor öffnen. Der Wagen passiert das geöffnete Thor und drückt beim Verlassen der zweiten Plattform, welche unterdes durch die Drahtseilverbindung die Bewegung der Plattform (e) mitgemacht hat, die infolgedessen hochstehende äussere Kante derselben nach unten, wodurch sich das Thor wieder schliesst.“ Da Beschreibung und Zeichnung die Anlage nicht vollkommen versinnlichen können, versendet der Erfinder auf Wunsch Modelle für den Preis von 15 Mark; die fertige Herstellung kommt auf rund 600 Mark. Da dieser Preis ein ziemlich hoher ist und das Thor, wenn es auch den Verkehr in keiner Weise hemmt oder hindert, immerhin einen Abschluss einer öffentlichen Kommunikation bildet, so dürfte man es nicht unterlassen, vor seiner Anbringung polizeiliche Genehmigung einzuholen; andernfalls könnte es geschehen, dass man die kaum fertige Anlage wieder kassieren müsste.

Ich komme daher nochmals darauf zurück, dass, wenn nur irgend thunlich, das Terrain für den Wildpark derart zu wählen ist, dass öffentliche Wege überhaupt ausgeschlossen bleiben.



2. Die verschiedenen Arten der Einfriedung.

Das beste und weitaus haltbarste Material zur Einfriedung von Revieren bilden natürlich Steine oder Ziegel und wo irgend solche zu mässigem Preise beschaffbar sind, sollte man schon aus dem Grunde zu keinem billigerem Material greifen, weil man sich ohnehin bei Holz- und Drahtzäunen ihrer geringeren Haltbarkeit wegen und infolge der ununterbrochen notwendigen Ausbesserungen sozusagen selbst in die Tasche lügt. Die einmalige Auslage ist bei einer Mauer dieser oder jener Art naturgemäss eine ungleich höhere, dafür aber sind auf Jahre hinaus gar keine und späterhin nur wenige, leicht ausführbare Reparaturen notwendig, so dass in den meisten Fällen eine Kalkulation der gesamten Kosten auf dreissig Jahre in den meisten Gegenden auch materiell nicht zu Ungunsten der

Mauer ausfallen dürfte. Übrigens braucht die Einfriedung durchaus nicht in der ganzen erforderlichen Höhe aufgemauert zu werden, es genügt, wenn man

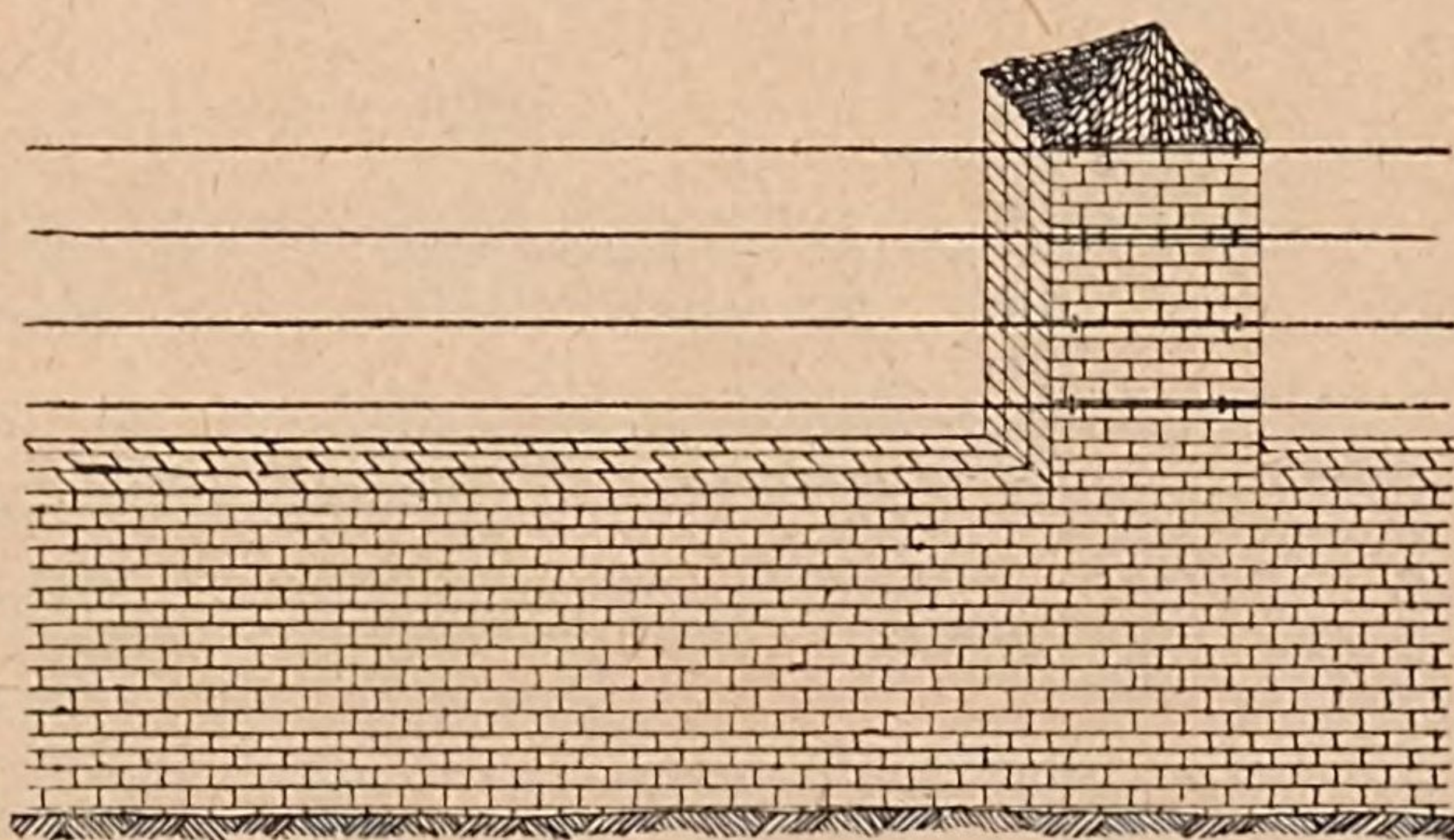


Fig. 8

für die obere Hälfte, wie es die nebenstehende Fig. 8 zeigt, drei bis vier Latten oder Drähte zwischen massive Pfeiler einführt.

Muss von der Errichtung einer Mauer Abstand genommen werden, so hat man die Wahl zwischen Holz oder Draht, und wenn es sich bei der Kalkulation herausstellt, dass der Preis für einen guten Holzzaun nicht wesentlich höher steigt als für einen Drahtzaun, dann rate ich unbedingt zu ersterem, da derselbe immer viel haltbarer und in der Regel in eigener Regie herstellbar ist, während zur Errichtung eines soliden Drahtzaunes geschulte Spezialarbeiter unentbehrlich erscheinen.

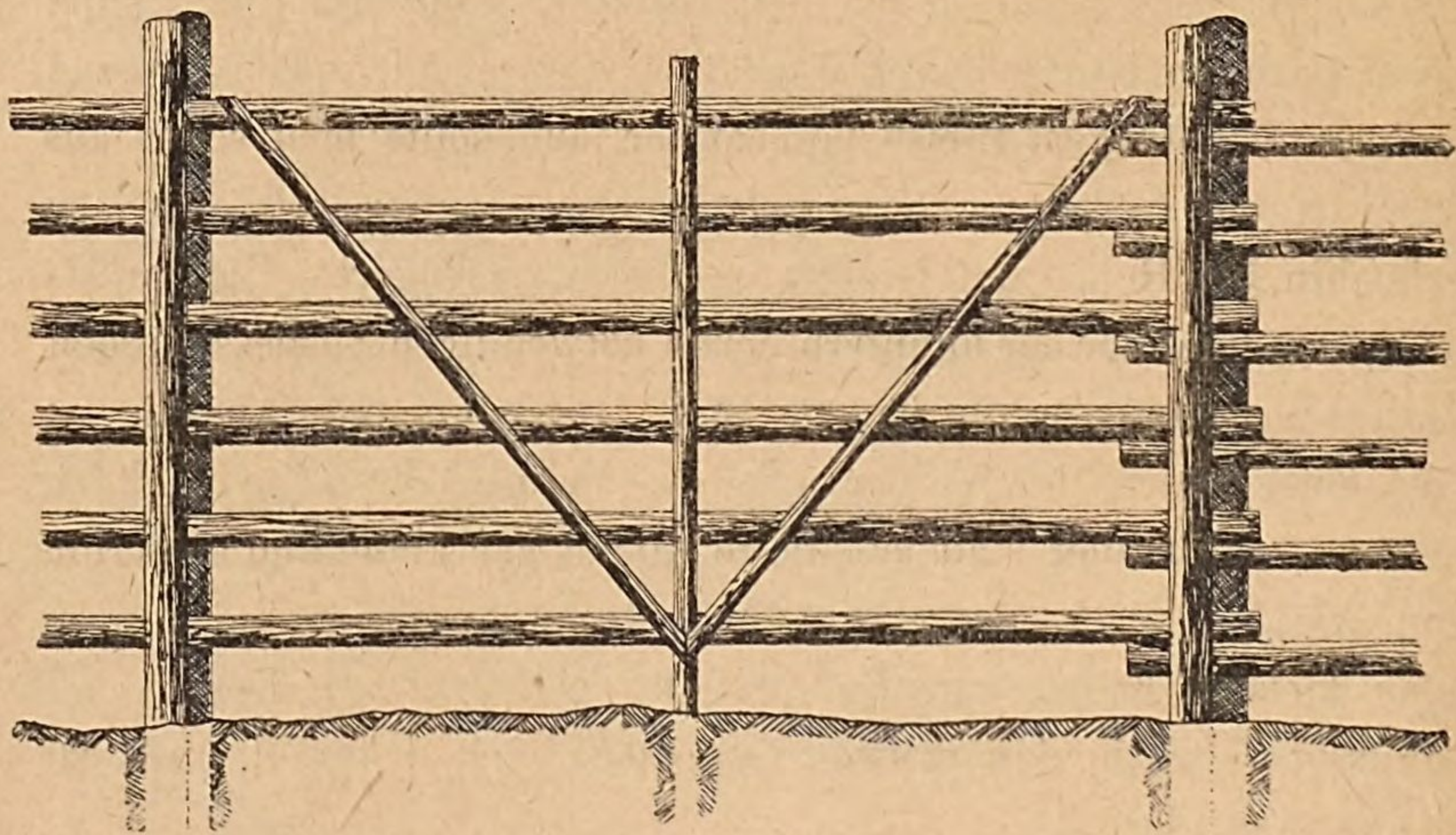


Fig. 9

Als Material zu Holzzäunen eignet sich nur die Fichte wirklich gut, selbst Tanne und Kiefer liefern keine genügend haltbaren Latten; Lärche giebt vorzügliches Material, sie ist jedoch kaum irgendwo in genügender Menge vorhanden, Buche erscheint absolut unbrauchbar. Als Pfähle eignen sich der Reihe nach Eiche, Lärche, Kiefer, Fichte.

In grossen Fichtenforsten wird man daher, wenn es sich um Rot- oder Damwild handelt, am besten thun, den in Fig. 9 dargestellten, sehr einfachen und billigen gewöhnlichen Gatterzaun zu wählen, welcher hauptsächlich den Vorteil hat, dass man schadhaft gewordene Pfähle und Latten ohne jede Schwierigkeit jederzeit leicht durch neue ersetzen kann. Fichtenstangen von

180—200 cm Länge und 6—10 cm Stärke werden der Länge nach zersägt und in der aus der Skizze ersichtlichen Weise zusammengestellt. Hierauf schlägt man in Abständen von je

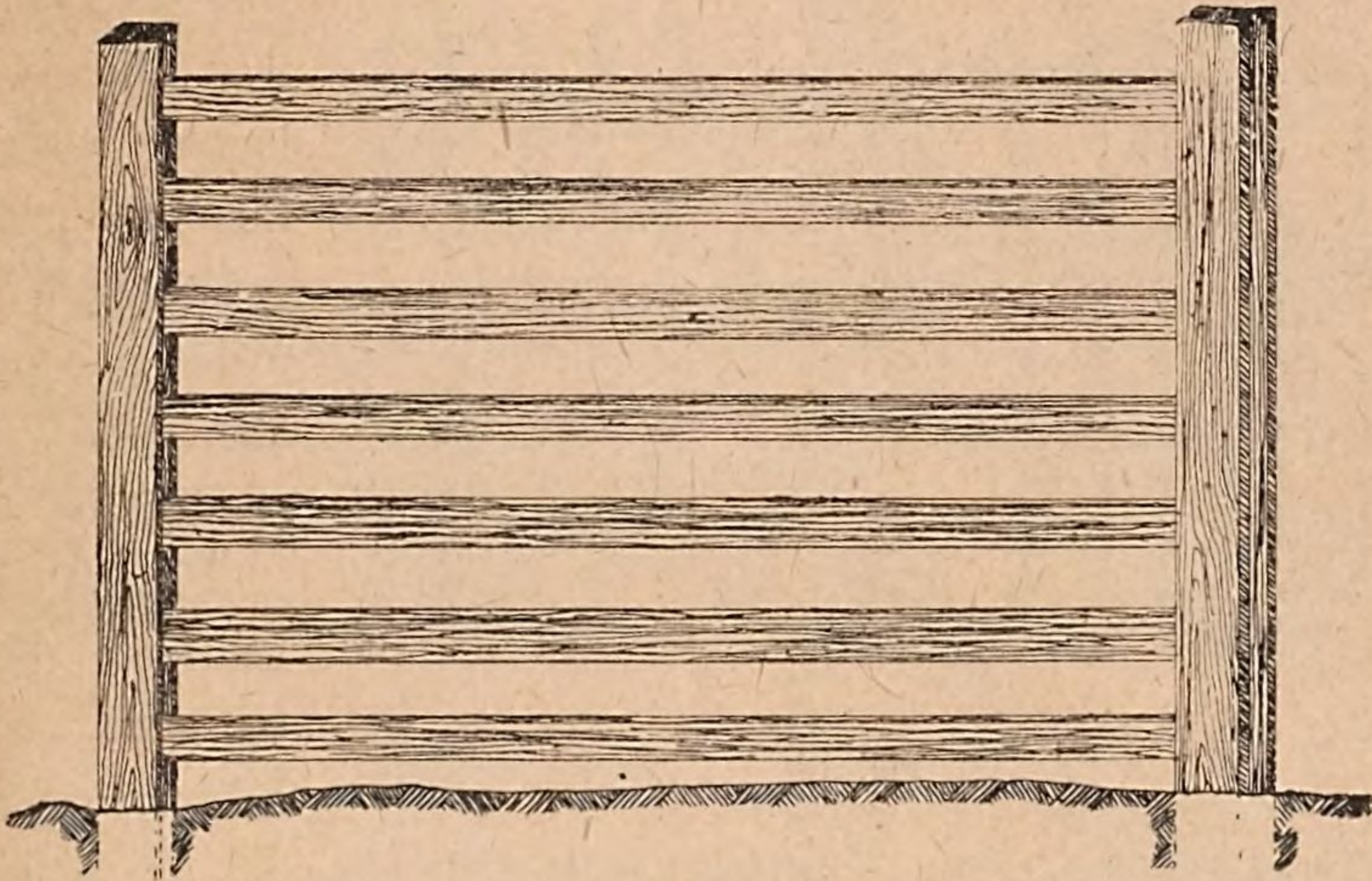


Fig. 10

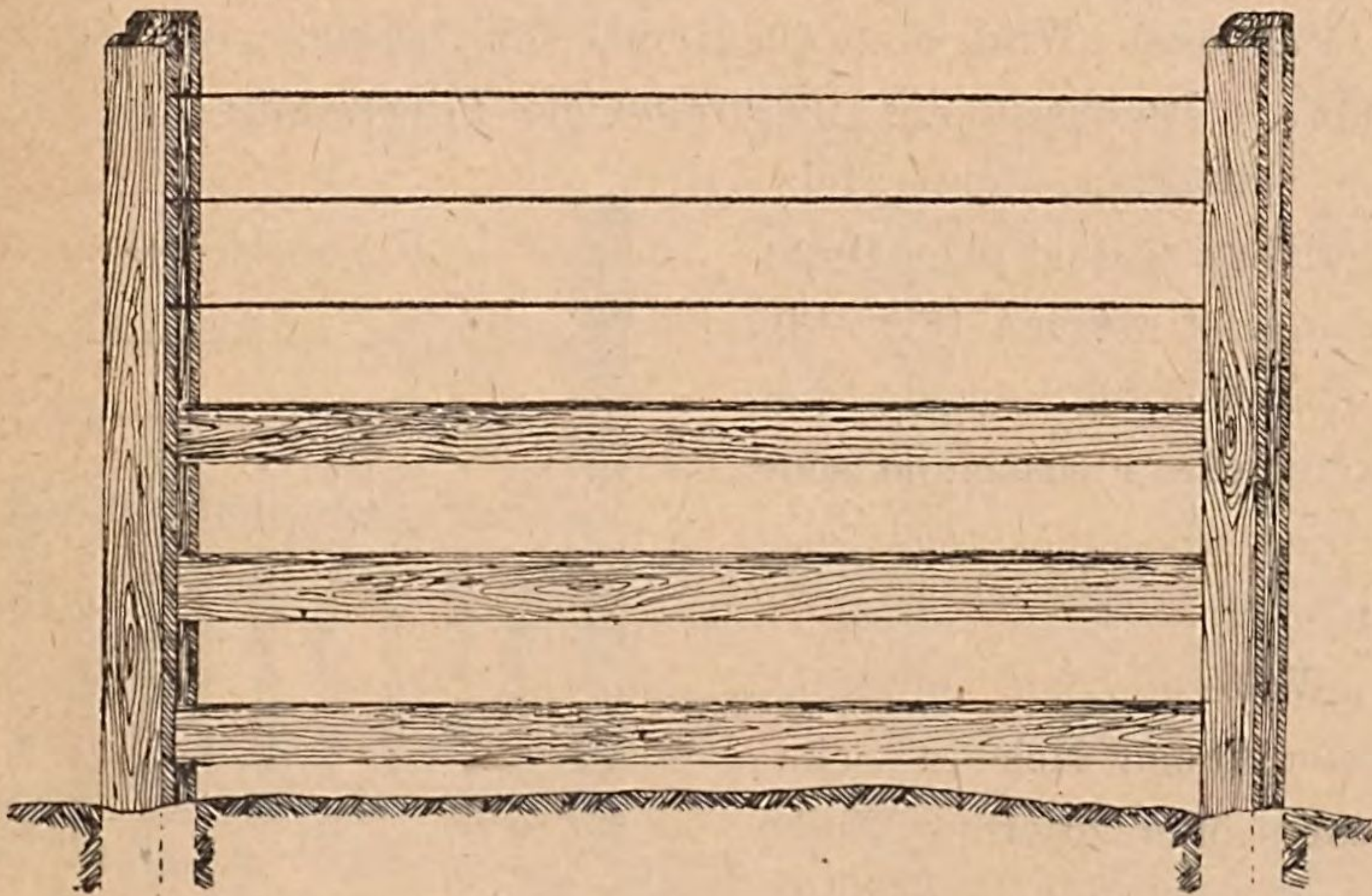


Fig. 11

160 bis 180 cm je zwei ca. 15 cm von einander abstehende Pfähle ein, zwischen welche die einzelnen Gatter übergreifend eingeschoben werden; endlich verbindet man die Pfähle oben und unten durch

einen starken Holznagel. Man braucht also zu diesem Zaune keinen Zimmermann, sondern kann die Arbeit durch die eigenen

Holzhauer besorgen lassen, was die Auslagen wesentlich reduziert.

Für alle Wildarten geeignet, aber sehr kostspielig, ist der in Fig. 10 abgebildete Bohlenzaun, der keiner weiteren

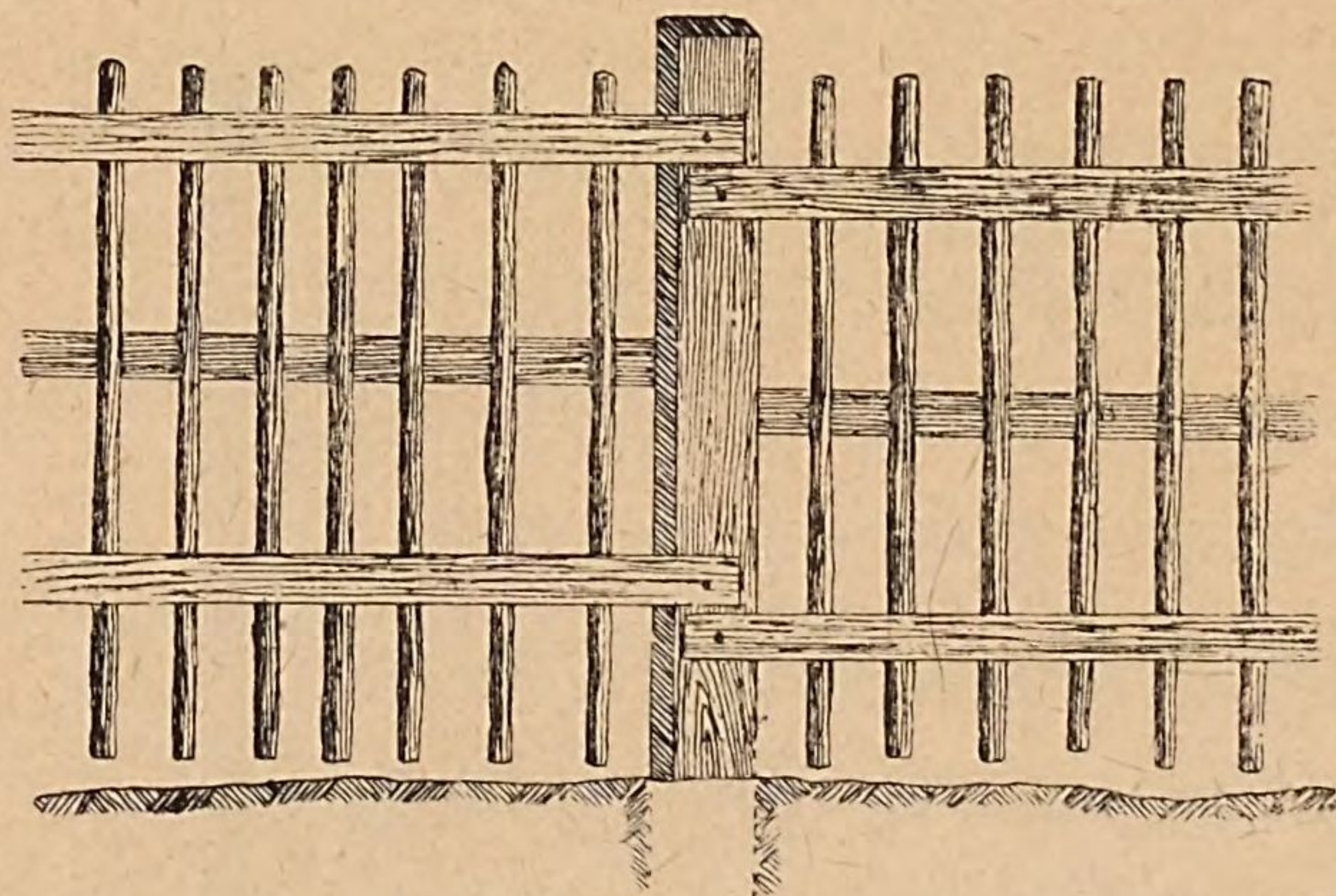


Fig. 12

Erklärung bedarf; etwas billiger stellt sich derselbe, wenn man in der oberen Hälfte, wie dies Fig. 11 zeigt, Draht anwendet.

Für alles Wild mit Ausnahme von Schwarzwild sehr zu empfehlen ist der in Fig. 12 abgebildete Prügelzaun; auch hier kann eventuell, um Holzmaterial zu sparen, oben Draht angewendet werden (Fig. 13).

Speziell für Rehwild sind gewöhnliche Flechtzäune sehr geeignet, allerdings aber ziemlich teuer.

Weitere Arten von Holz-
zäunen finden sich in Schumachers öfter zitiertem Werke beschrieben und abgebildet, ebenso findet sich dort eine vortreffliche Erläuterung aller

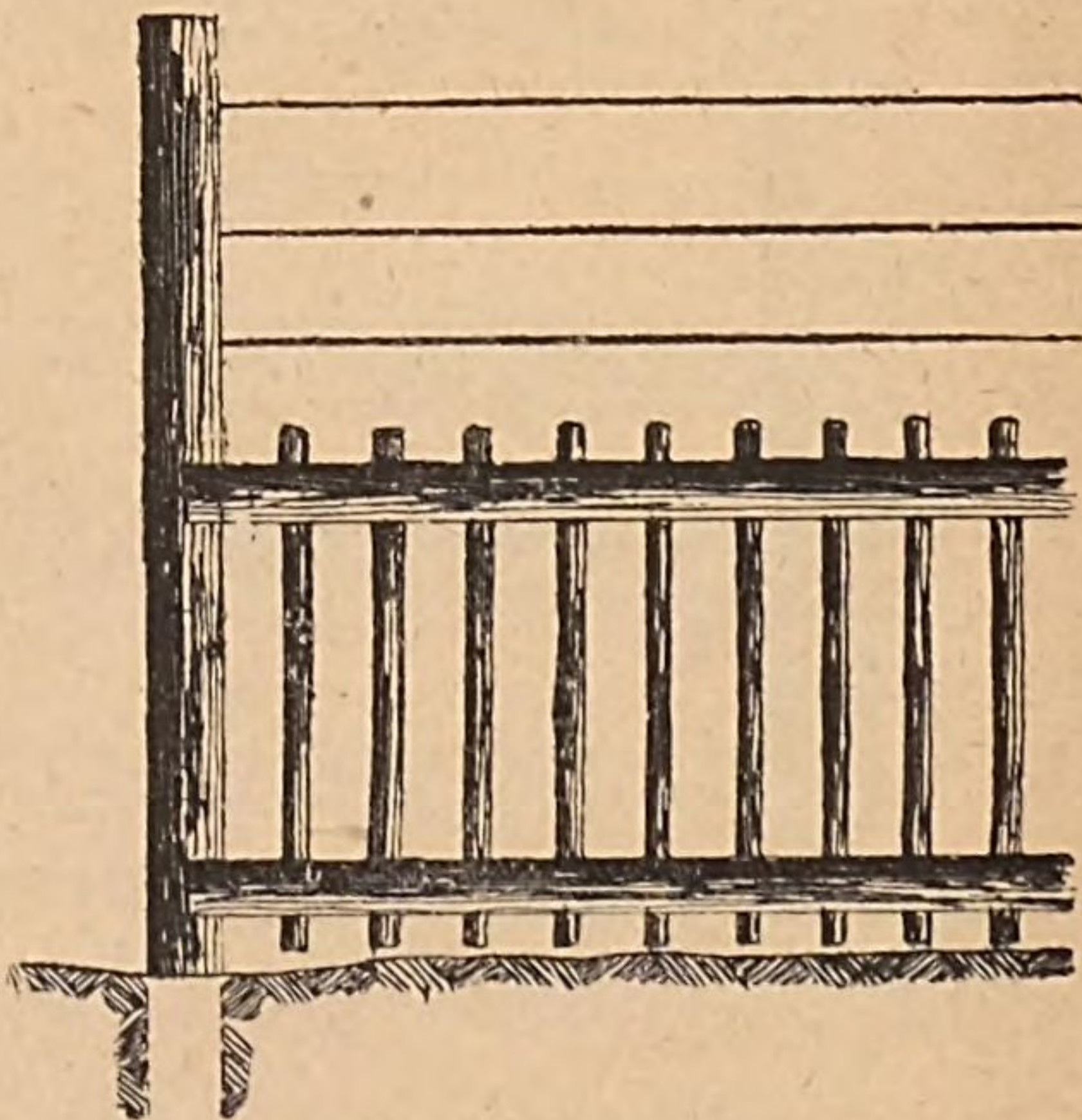


Fig. 13

Systeme von Drahtzäunen, weshalb ich mich auch bezüglich dieser, auf jene spezielle Arbeit verweisend, hier nur kurz fasse.

Im Allgemeinen bin ich kein Freund von Drahtzäunen, ich kann sie bloss dort empfehlen, wo ihre Herstellung infolge des

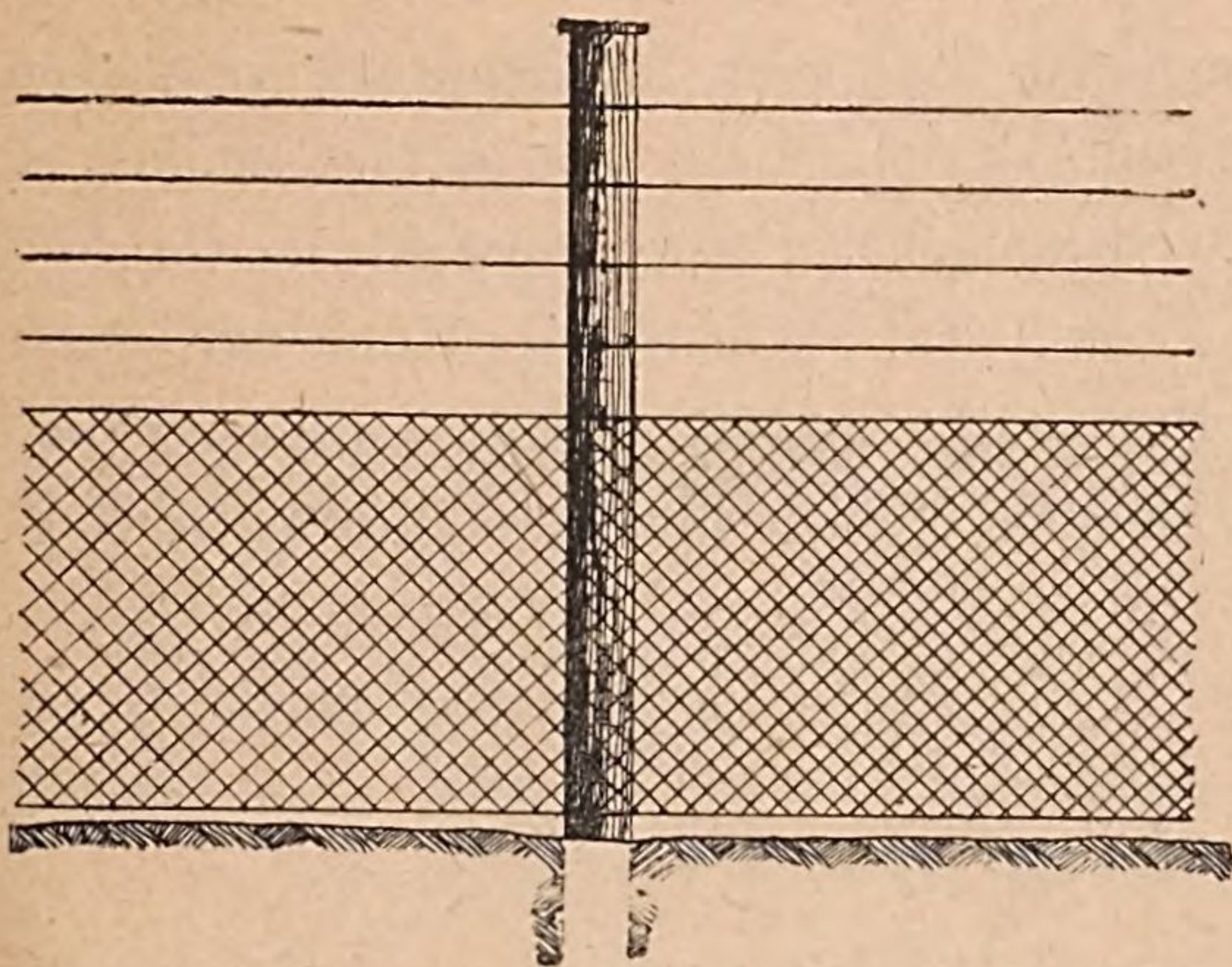


Fig. 14

Mangels an geeigneten Lattenhölzern bedeutend billiger zu stehen kommt. Auch bei dem besten Drahtzaun ist es unvermeidlich, dass sich einzelne Drähte lockern, und die dann erforderlichen Reparaturen sind oft sehr schwierig herzu-

stellen. In jedem Falle empfiehlt es sich, die einzelnen Drähte nicht allzu lang zu wählen, also ja nicht etwa in der ganzen Länge des Bundes, da man dann unter Umständen, wenn ein einziger solcher Draht sich lockert, die notwendige Reparatur gleich über 20 bis 30 Felder erstrecken muss; weiter als über höchstens drei Felder sollte man den Draht nie spannen.

Der gewöhnliche Drahtzaun aus Einzeldrähten bedarf keiner weiteren

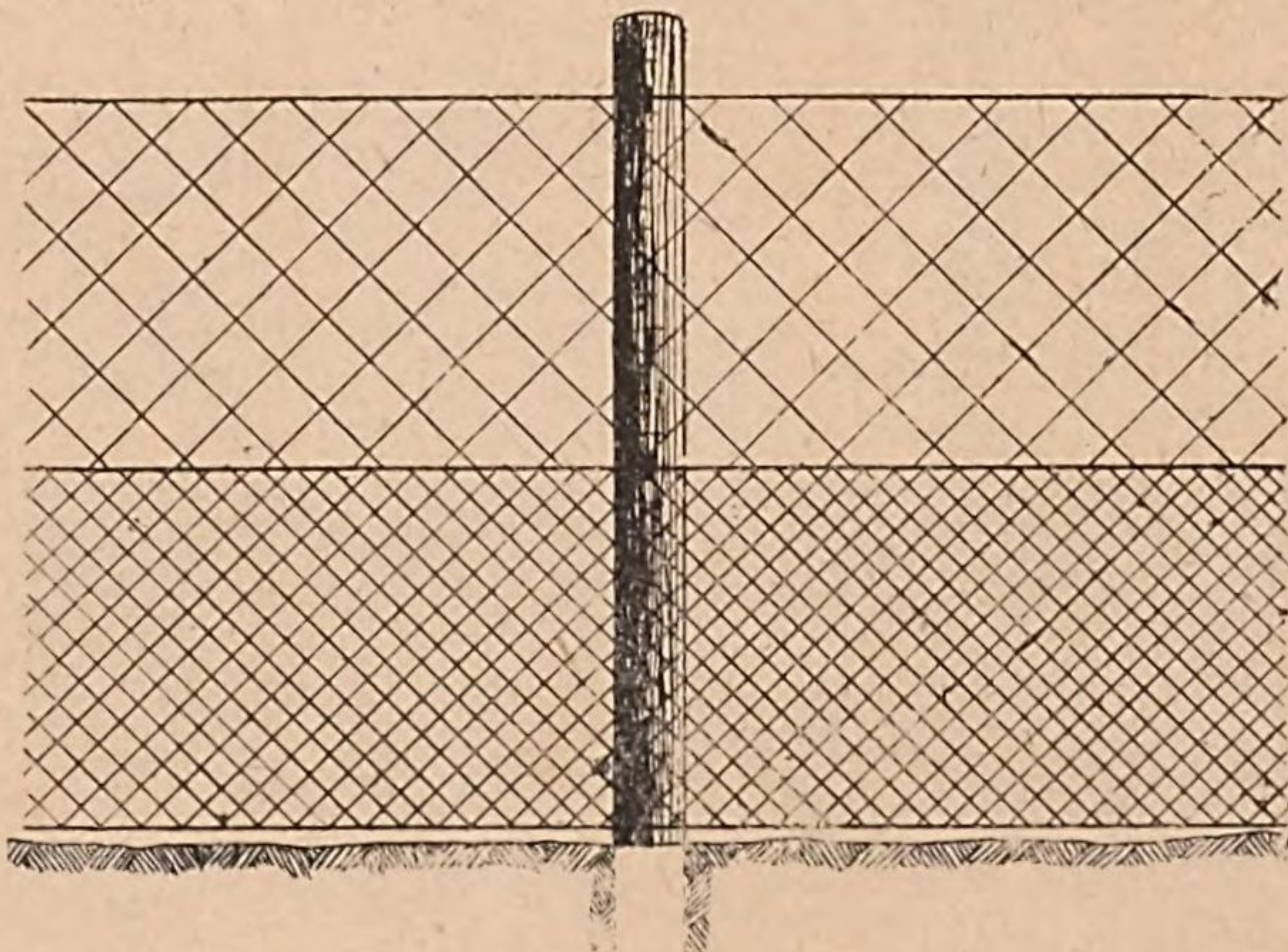
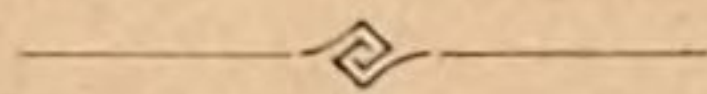


Fig. 15

Erläuterung, dafür aber, so einfach er aussieht, sehr geübter, geschickter Arbeiter zu seiner Ausführung; hat man solche nicht

selbst zur Verfügung, so muss man sie von anderwärts kommen lassen, gewöhnliche Holzarbeiter können einen derartigen Zaun nicht herstellen.

Für Rotwild, namentlich aber auch für Remisen, in welchen man Hasen festhalten will, bewähren sich die in Fig. 14 und 15 abgebildeten Zäune aus Drahtgeflecht ganz vortrefflich; sie sind ungemein haltbar und sehr leicht herzustellen. Wenn das Drahtgeflecht genügende Drahtstärke besitzt, können solche Zäune recht gut auch für anderes Wild, selbst für Schwarzwild, in Anwendung kommen.



3. Einsprünge und Einläufe.

Wenn ausserhalb des Wildparkes gleichfalls die in diesem gehaltenen Wildarten stehen und man den Stand innerhalb der Einfriedung auf Kosten jenes im Freien rasch vermehren will, so legt man an geeigneten Punkten des Zaunes Einsprünge oder Einläufe an, d. h. solche Vorrichtungen, welche es dem im Freien befindlichen Wilde wohl gestatten, in den Tiergarten zu gelangen, ohne aber auch ein Zurückwechseln möglich zu machen.

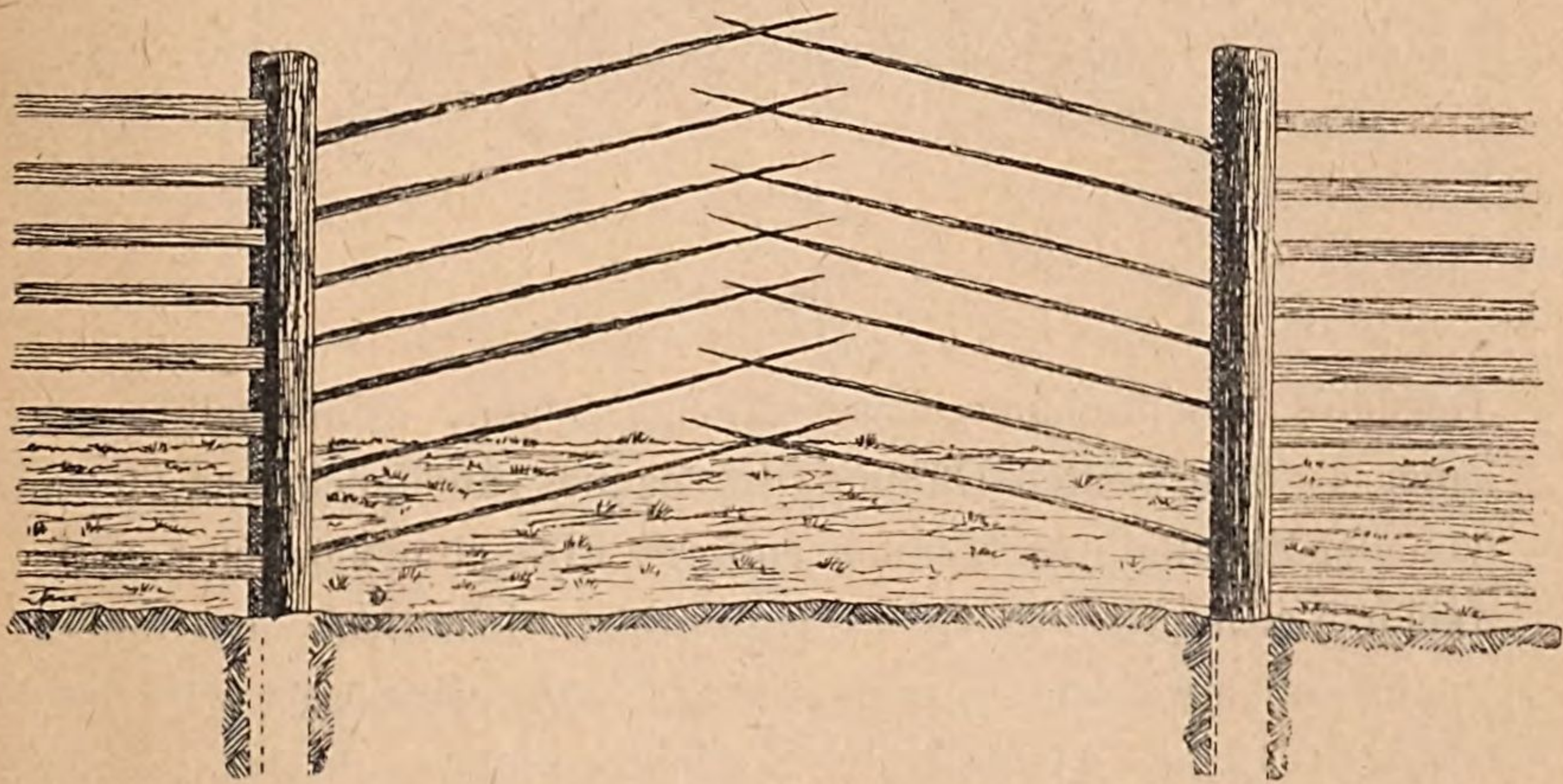


Fig. 16

Die einfachste, für alle Hirscharten geeignete Form des Einlaufes ist die aus Fig. 16 ersichtliche. Die Latten der beiden einspringenden Felder, welche sehr dünn und elastisch sein müssen, ragen je 10—15 cm über die Schnittpunkte heraus. In

dem Winkel und hinter dessen Scheitel im Wildpark füttert man mit Körnern an, und wenn das im Freien stehende Wild anderweitig nicht gefüttert wird und es nicht überaus scheu ist, so hat man in einem Winter durch diese Anlage die ganzen äusseren Distrikte entvölkert. Hauptsache bleibt es, dass man von Zeit zu Zeit die trocken und daher steifer gewordenen Latten durch frische, gut federnde ersetzt, damit sich das Wild ohne Anstrengung durchzwängen kann.

Eine andere, mir persönlich nicht bekannte Form des Einsprunges ist die in Fig. 17 dargestellte; ich lasse hier Forstmeister

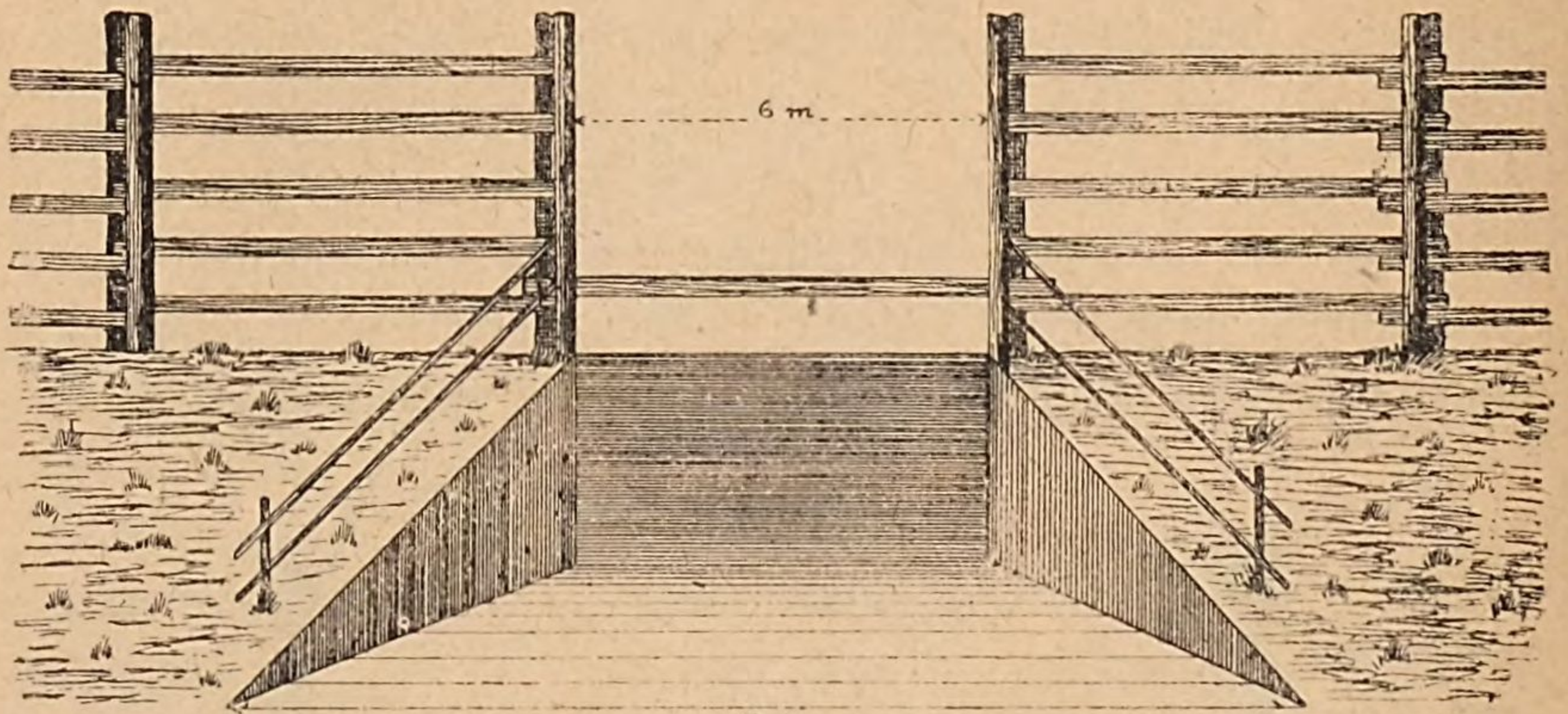


Fig. 17

Goedde's Beschreibung dieser Anlage folgen: „Unmittelbar vor einer 4–6 m breiten Öffnung des Zaunes und höchstens 20 cm von der Zaunlinie nach innen entfernt wird eine möglichst senkrechte Vertiefung von 15 m angebracht, welche nach dem Innern zu bis auf etwa 4 m Entfernung vom Zaun abgeböschet wird und hier 10–12 m breit sein muss. Ebenso müssen die Seitenwände dieser Vertiefung möglichst schräg geböschet werden, damit das Wild an den Seiten derselben nicht nahe an den Einsprung kommen und entfliehen kann. Ferner ist es erforderlich, um bis zur Sohle der Vertiefung, und zwar zunächst dem Zaune eine Höhe von 2 m herzustellen und um Menschen und zahme

Tiere abzuhalten, dass genau in der Zaunlinie zwei starke Latten in der Höhe von 0,3 m vom Boden angebracht werden, welche das Einspringen des Wildes nicht sehr erschweren, dagegen den Aussprung ganz entschieden verhindern und ausserdem noch den Zweck haben, die obere Kante der Böschung vor Beschädigung zu schützen. Soll ein solcher Einsprung in einem lockeren oder gar sandigen Boden angelegt werden, welcher senkrechte Abstiche und steile Böschungen bekanntlich nicht gestattet, dann bleibt nichts anderes übrig, als dieselben, besonders nach dem Zaun hin, entweder mit einem dichten Flechtwerk oder mit Brettern zu versehen, um das Abrutschen des Bodens an dieser Stelle zu verhindern. Ist der Boden aber so flachgründig, dass Vertiefungen von 1,5 m ohne grössere Mühen und Kosten nicht hergestellt werden können, dann sind die schon erwähnten zwei Latten in der Zaunlinie noch um eine oder einige zu vermehren, um zunächst dem Zaun eine Vertiefung von zirka 2 m zu geben. Dass diese glücklicherweise wenig vorkommenden Einsprünge ungünstiger als die im Boden anzubringenden sind, ist selbstverständlich, weil das Hochwild, um in den Wildpark zu gelangen, einen Hochsprung machen muss, auch leichter wieder entfliehen kann. Um dem Wild den Aussprung noch mehr zu erschweren, ist es ferner erforderlich, dass die in Rede stehende Vertiefung vom Zaun an mit zwei etwa 2 m langen Latten, welche horizontal 1 m hoch vom Boden liegen müssen, eingefasst wird, damit dasselbe von den Seiten her nicht zu nahe an den äusseren flachen Boden kommen kann. Endlich empfiehlt es sich, die Sohle der Einsprünge bis zur Höhe derselben mit trockenem, recht sparrig gewachsenen Laubholzreisig möglichst locker zu bedecken, wodurch das Wild mehr zum Einspringen verleitet und anderseits, weil es durch dieses Reisig bis zum Boden tritt, am Ausspringen verhindert wird. In Betreff der Kosten der Anlage dieser Einsprünge wird bemerkt, dass dieselben diejenigen für 4 – 6 m Latten- oder Bretterzaun bei beweglichem Boden unter allen Umständen nicht übersteigen.“

Speziell für Rehwild hat sich ein ganz einfacher, von meinem Vater konstruierter Einsprung sehr gut bewährt, und ich glaube, dass derselbe auch von Rot- und Damwild angenommen werden dürfte, zum mindesten von Hirschen in der Brunft. Man lässt im Zaune eine etwa 3—4 m breite Lücke frei, welche durch eine in der Zaunlinie etwa 150 cm hohe, auf Pflöcken ruhende, nach aussen sanft nach dem Boden zu verlaufende schiefe Ebene verschlossen wird; die schiefe Ebene stellt man aus Pfosten oder starken, nicht federnden Latten her, welche mit Rasenziegeln und Moos bedeckt werden. Das Rehwild scheut den Sprung in die Tiefe, wenn es durch gutes Futter oder durch den Brunfttrieb gelockt wird, durchaus nicht, wogegen es den senkrechten Sprung in die Höhe, welcher erforderlich wäre, wenn es wieder ins Freie gelangen wollte, unbedingt unterlassen wird.

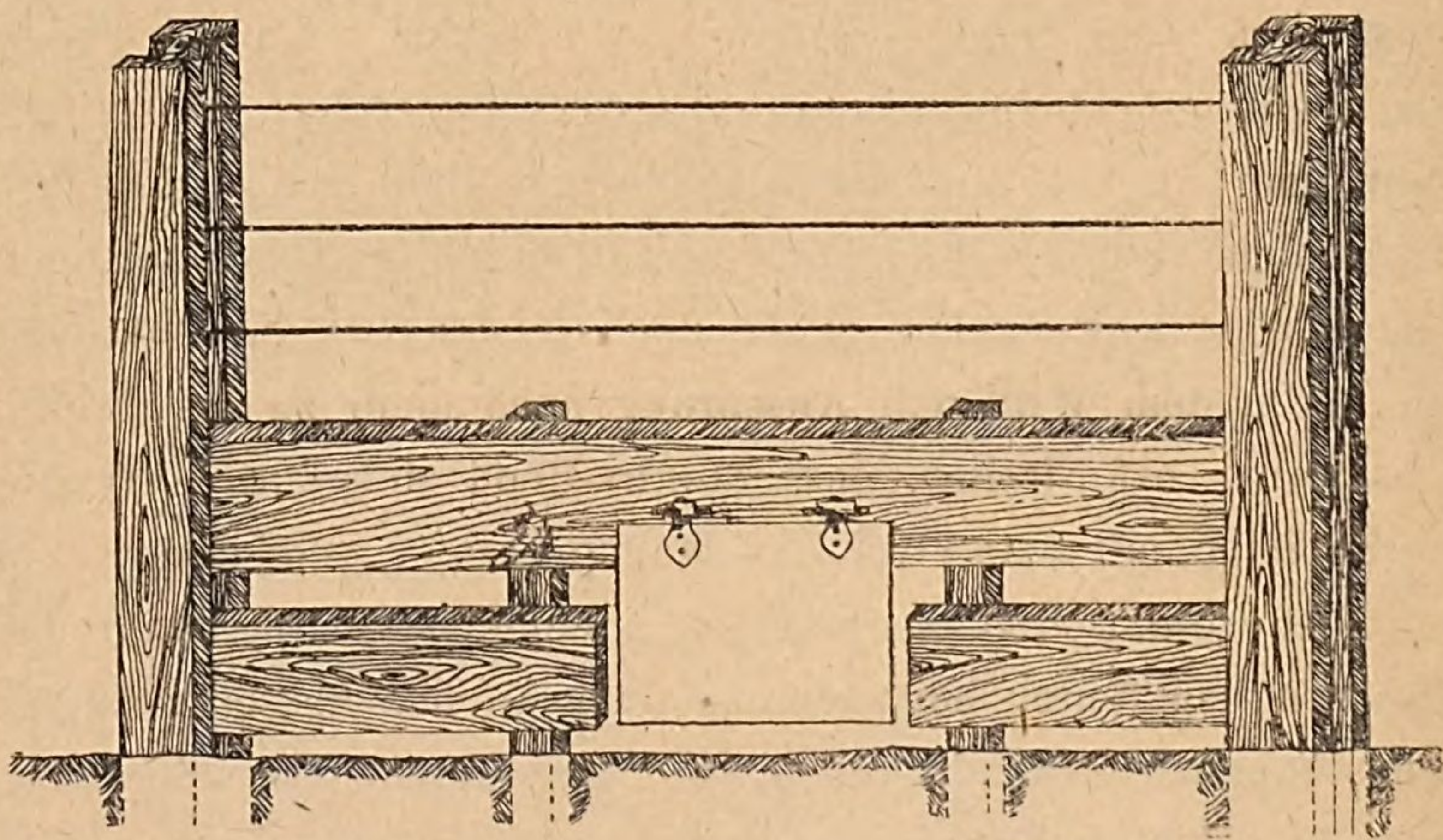


Fig. 18

Sauen nehmen, meines Wissens, die vorbeschriebenen Einsprünge und Einläufe nicht an, dagegen hat sich für sie die aus Fig. 18 ersichtliche Konstruktion vielerorts gut bewährt. Man bringt in den Bohlen des Zaunes an geeigneten Stellen Klappen aus 3 cm starken gesunden Nadelholzbrettern bestehend, von 1 m Breite und 1,20 m Höhe, 10 cm vom Boden abgehend, in der

Weise an, dass sich dieselben mit Hilfe der beiden starken eisernen Haspen, die immer gut geölt werden müssen, leicht nach innen, absolut aber nicht nach aussen aufheben lassen. An diesem Einlauf kirrt man das Schwarzwild an und streut unter denselben reichlich noch eine Strecke weit gern angenommenes Futter; das Schwarzwild schiebt die Klappe in die Höhe und fängt sich so in einfacher Weise selbst.



4. Fütterungsanlagen.

Auf den Bau der Fütterungen muss im Wildpark, der ja zu-
meist einen viel reicheren Wildstand birgt als freie Reviere, ganz
besondere Sorgfalt verwendet werden. Ist die Anlage nicht gut
durchdacht und den örtlichen Verhältnissen ganz genau angepasst,
so ergeben sich einerseits unnötig erhöhte Ausgaben, anderseits
auch wesentliche Nachteile für das Gedeihen des Wildes.

Ein Hauptfehler, der in vielen Tiergärten begangen wird,
liegt darin, dass man nicht genügende Rücksicht auf die Zahl der
Stücke nimmt, welche einen Futterplatz besuchen. Eine Raufe
zu viel repräsentiert keine in die Wagschale fallende Auslage,
eine Raufe zu wenig aber kann das Gedeihen des Jungwildes
gänzlich in Frage stellen, und man darf sich nicht wundern, wenn
der Nachwuchs successive in der Qualität zurückgeht. Es er-
scheint unglaublich, dass dieses so nahe liegende Moment nicht
allenthalben entsprechend berücksichtigt wird, indes habe ich
selbst gesehen, dass 50—60 Stücke Rotwild einen Futterplatz
besuchten, der kaum für 30 Stücke Raum bot. Ganz abgesehen
davon, dass da für die geringen Stücke nichts oder doch viel zu
wenig übrig bleibt, verliert man auch manches Kalb und selbst
zweijährige Stücke durch den Futterneid der Hirsche und alten
Tiere; das arme Jungwild drängt sich eben doch auch an das
Futter und kann die Stangen- und Laufschrägen, die es hierbei er-
hält, oft nicht verdauen. Es giebt Tiergärten, in welchen die gute
Hälfte des Fallwildes auf Rechnung dieses Fehlers zu setzen ist.

Für Rot- und Damwild empfehle ich die im Greizer Tier-
garten eingeführte, von mir verbesserte Anlage, welche sich ganz
vorzüglich bewährt, und, ohne übertrieben teuer zu sein, auch

den höchsten Anforderungen entspricht. Der Stückzahl angemessen befinden sich auf dem betreffenden Platze in lichtem alten Holze mehrere, gewöhnlich überdachte, doppelseitige Heuraufen, je 40 bis 50 Schritte von einander abstehend. Zwischen diesen ist für jedes Stück ein Körnerkästchen angebracht, von jener Form, wie sie Fig. 19 zeigt. Der Boden muss zweiteilig, schief und in den Ecken durchlocht sein, damit sich keine Feuchtigkeit ansammeln kann; der Futtermann ist verpflichtet, täglich die Bohrlöcher zu säubern. Da hier des hohen Standes und der schlechten natürlichen Äsung wegen Sommerfütterung unerlässlich erscheint, befinden sich auf den Futterplätzen ausserdem Gestelle zu Heugruppen. Kolbenhirsche stossen sich an den gewöhnlichen Raufen immer

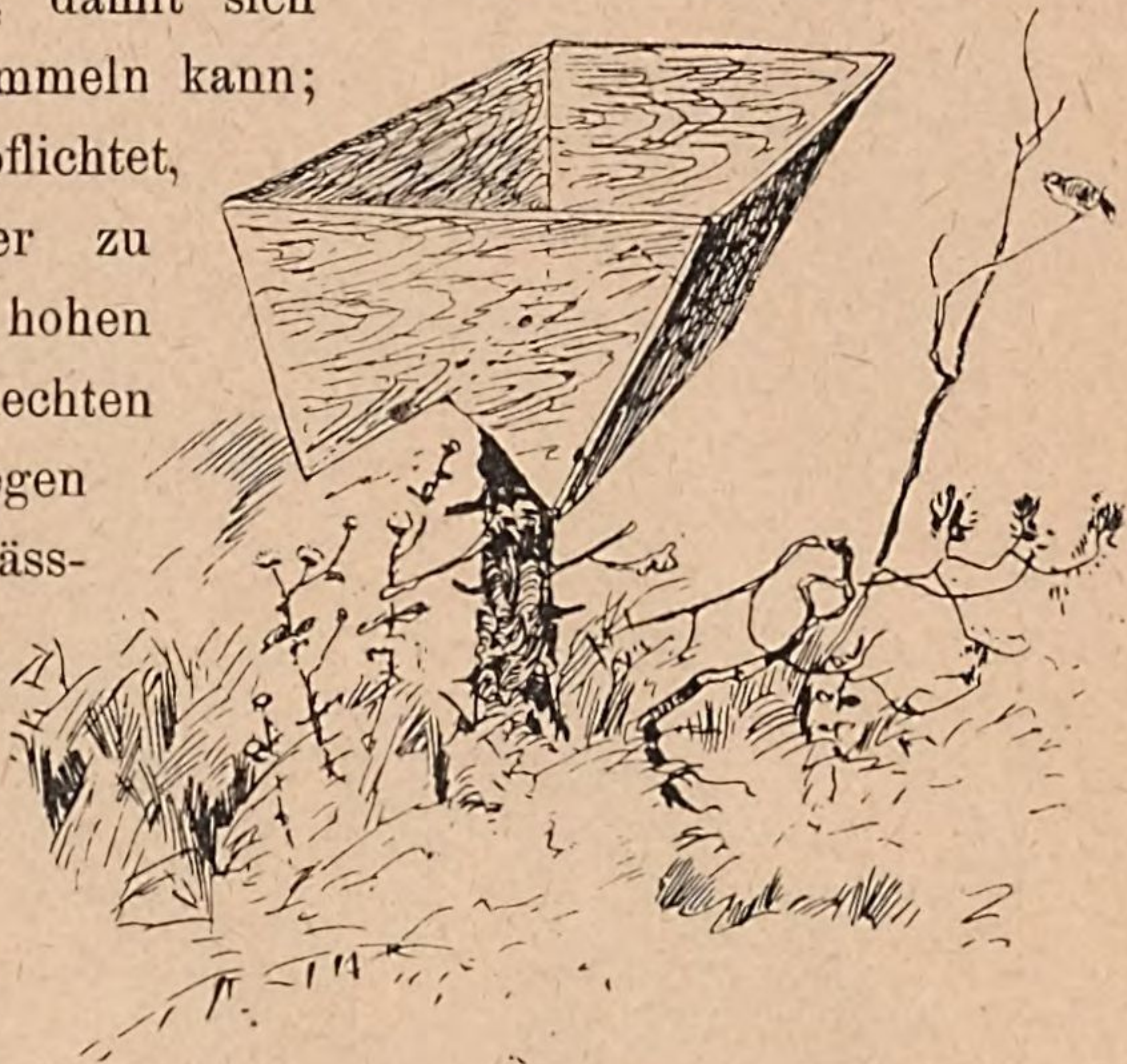


Fig. 19

die Kronenenden ab oder verbiegen dieselben, was sehr unschön aussieht und durch die Puppen leicht abgewendet werden kann. Sobald die Hirsche zu schieben begannen, liess ich die Raufen nicht mehr versehen, sondern die Puppen füllen; dies auch zu der Zeit zu thun, wo die Hirsche mit dem Geweih fertig sind, empfiehlt sich weniger, da sie das Heu mit den Stangen herunterreissen, wodurch unnütz viel Futter vergeudet wird. Die Puppen, deren Form Fig. 20 zeigt, sind sehr einfach herzustellen. Ein Baum von 30—40 cm Durchmesser wird in einer Höhe von 3—4 m abgesägt, auf dem Kopfe bringt man ein kegelförmiges, etwa 250 cm im Durchmesser haltendes Strohdach an; der Stamm wird in entsprechenden Abständen gebohrt und mit 6—8 quirlförmig gestellten Stäben versehen. Auf dieses Gestell wird das



Fig. 20

Heu möglichst fest aufgeschichtet, das Quantum reicht meist für 3—4 Tage aus, muss jedoch, um unnütze Materialverluste zu vermeiden, täglich früh Morgens wieder frisch aufgeschichtet werden. Auf dem Boden rings um den Stamm schüttet man frischen Sand auf, damit Feuchtigkeit leichter einsickere. An entsprechenden Punkten verteilt befinden sich ferner, je nach der Stärke des

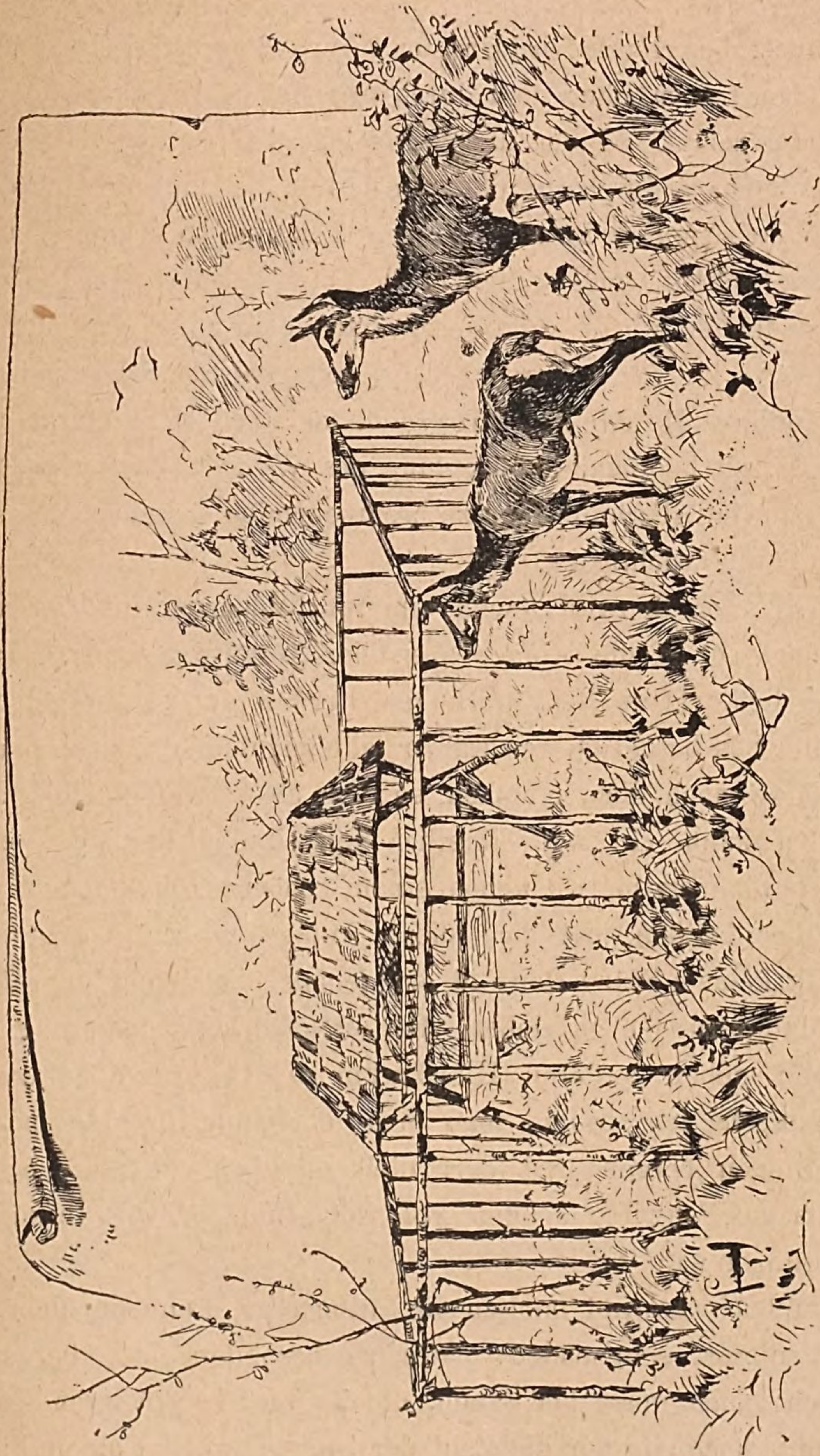


Fig. 21

Rudels, ein oder mehrere Kälberställe. Dieselben (Fig 21) bestehen aus normalen, überdachten, doppelten Heuraufen mit darunter liegenden Körnertrögen, für je vier Stück an jeder Seite

berechnet; diese Raufe wird ringsum mit ca. 30 cm von einander abstehenden, 150 cm hohen, oben durch aufgenagelte Latten verbundene Pflöcke umzäunt. Kälber, aber nur solche, können zwischen diesen Pfählen bequem durchschlüpfen und lernen dies und die Ungestört-heit in dem speziell ihnen gewidmeten Raume so schnell kennen, dass sie schon wenige Tage nach Fertigstellung einer solchen Anlage immer direkt auf dieselbe zutrollen und gar nicht erst anderwärts ihr Glück versuchen. Entsprechende Salzlecken vervollständigen die Anlage, ausserdem fehle ein Hochschirm nicht, der jederzeit bequeme Beobachtung des Wildes gestattet, was aus den später im Abschnitt Jagd zu besprechenden Gründen ungemein wertvoll und wichtig ist.

Soll auch Rehwild neben anderen Wildarten im Tiergarten gedeihen, so ist die Anlage spezieller Fütterungen für dasselbe unerlässlich. Diese Rehfüütterungen werden am besten genau so wie die eben beschriebenen Kälberställe angebracht, jedoch müssen die Pflöcke noch dichter stehen, so dass eben nur Rehwild durchkommen kann. In den Fürstlich Reuss'schen Revieren Pohlitz und Hermannsgrün, wo neben einem schönen Rotwildstand auch viel Rehe stehen, hat sich diese Anlage vortrefflich bewährt. Es fällt keinem Stück Rehwild ein, jemals nach einer der offenen Rotwildfüütterungen zu ziehen. Der oft gehörten Behauptung, dass Rehwild neben anderen Hirscharten nicht gut zu halten sei, widerspreche ich absolut, man muss eben nur für gute spezielle Fütterungen sorgen und darf nicht glauben, dass das scheue, furchtsame Rehwild an den von Rot- und Damwild besuchten Fütterungen satt werde.

Für Schwarzwild müssen die Futtertröge, wenn sie nicht sehr bald ruiniert sein sollen, natürlich besonders fest hergestellt werden; auch muss bei Sauen, die ja stets in grösseren Rudeln stehen, gleichfalls auf die Zahl der Stücke, welche einen Futterplatz besuchen, sorgsam Rücksicht genommen werden.

Sehr wichtig ist es, dass das Futter nicht ausserhalb des Tiergartens, sondern innerhalb desselben in einem speziellen

Futterschuppen untergebracht werde. Derselbe muss einen guten Keller für Kartoffeln, Rüben etc. haben; in dem erhöhten, vollkommen trocken gelegten Erdgeschosse befinden sich mehrere Abteilungen für die verschiedenen Körnerarten; der besseren Ventilation wegen sollen die Scheidewände der einzelnen Abteilungen nicht bis an die Decke stossen, sondern oben einen entsprechenden Raum freilassen; auf dem Dachboden endlich wird das Heu nebst getrockneten Vogelbeeren, Misteln und Futterlaub

aufbewahrt. Um Raum zu sparen, kann der Zugang nach diesen oberen Lokalitäten durch eine äussere Treppe gebildet werden. Im Erdgeschoss soll eine heizbare Wärmestube für

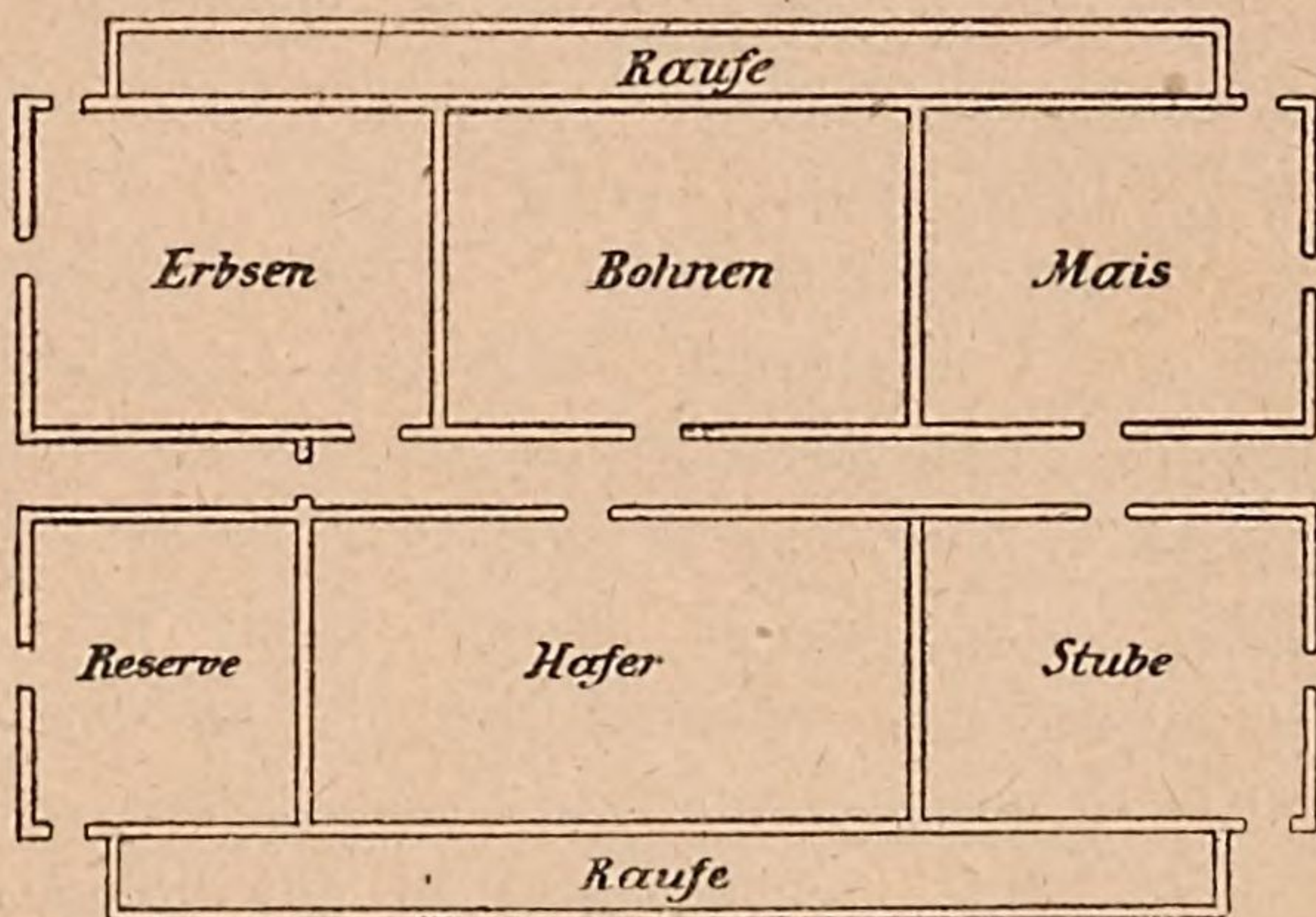


Fig. 22

das Personal nicht fehlen, dort liegen auch die Futterbücher und sonstigen, speziell die Fütterung betreffenden Akten auf. Fig. 21 zeigt einen praktischen Grundriss des Erdgeschosses. Sehr gut ist es, gleich an den Aussenwänden des Schuppens Futterraufen anzubringen, da hiedurch die Futterarbeit wesentlich verringert und somit auch Geld gespart wird; nur muss streng darauf gesehen werden, dass sich, nachdem das Futter aufgelegt ist, niemand mehr im Schupfen aufhält, da sonst das Wild mit der Zeit gar zu vertraut wird. Natürlich braucht ein solcher Schupfen (mit Ausnahme des erhöhten Fundaments) nicht gemauert zu sein, ein gewöhnlicher Blockbau genügt vollkommen. Seine Dimensionen sollen solche sein, dass er das Futterquantum für eine ganze Saison fasst.

5. Fangvorrichtungen.

Zu den in Tiergärten zumeist notwendigen technischen Einrichtungen gehören auch die Fänge für die verschiedenen Wildarten, da es, wenn man vorzügliches Wild besitzt, oft sehr lukrativ erscheint, einen Teil der jährlich abzuschliessenden Stückzahl lebend zu verkaufen oder zum Zweck der Blutauffrischung gegen fremdes lebendes Wild zu tauschen. Ständige Fänge anzulegen ist in einem Wildpark, wo man es ja immer mit vertrautem Wilde zu thun hat, immer viel praktischer als der Fang mit Netzen, bei welchen, auch wenn das Personal sehr geschult ist, immer so manches Stück zu Grunde geht.

Für Rot- und Damwild ist die altherkömmliche Art des Fanges, wie sie Fig. 23 im Grundriss darstellt, sehr empfehlenswert. Dieser Fang besteht aus drei sich verjüngenden, etwa 3 m hoch und ganz dicht verzäunten Kammern von den angegebenen Dimensionen und dem mehrfach abgetheilten Hals. Der Eingang zu der Kammer I sowie jener zu den andern beiden Kammern und deren Hals wird durch von aussen mittelst Drahtseilen auf- und zuziehbare Thore abgeschlossen. Gegen die Mitte zu befindet sich eine normale Fütterung. Wenn der Bau etwa ein Jahr steht, so dass ihn das Wild nicht mehr scheut, kann mit dem Fang begonnen werden. Man kirrt das Wild mit allerlei Leckerbissen nach dem Eingang zur Kammer I, dann in diese selbst zu der Fütterung. Hat sich das Wild gewöhnt, vertraut durch das immer offene Thor einzuwechseln, so wird ein Mann in gutem Wind auf der Seite, von wo kein Wild heranzieht, vor Beginn der Fütterung am Ende des zu dem Eingangsthore führenden Drahtseiles postiert.

Ist Wild eingewechselt, so zieht der Mann das Thor zu. Nun kommen ein paar weitere vertraute Leute herzu, das Thor zur zweiten Kammer wird gleichfalls durch ein Drahtseil von aussen geöffnet und langsam, unter thunlichst geringer Beunruhigung, drückt man das Wild in die zweite Kammer, worauf das Thor wieder zugezogen und jenes zur letzten Kammer geöffnet wird. Der Hals ist aussen durch feste

Bretterwände abgeschlossen, die einzelnen Abteilungen durch von aussen auf- und zu- ziehbare Schieber getrennt. Hat man das

Wild in der Kammer III, so sucht man es in den Hals zu drücken; ist ein Stück darin, so lässt man den Schieber herunter und fährt so fort, bis man es in der letzten Abteilung hat. Die einzelnen

Abteilungen sind so enge, dass sich die Stücke darin

nicht mehr leicht verletzen können, was aussen in den Kammern immerhin möglich ist; der Hals soll daher lang sein und viele Abteilungen enthalten,

damit man alles gefangene Wild auf einmal darin unterbringen könne. Erst wenn dies

geschehen ist, wird

eine Transportkiste vor den Schuber

der letzten Abteilung gerückt, gut verpflockt, ein Mann stellt sich

auf die Kiste, den Schuber derselben haltend, und lässt denselben herunter, sobald das Stück darin ist.

Diese seit etwa 150 Jahren übliche Fangmethode ist im allge-

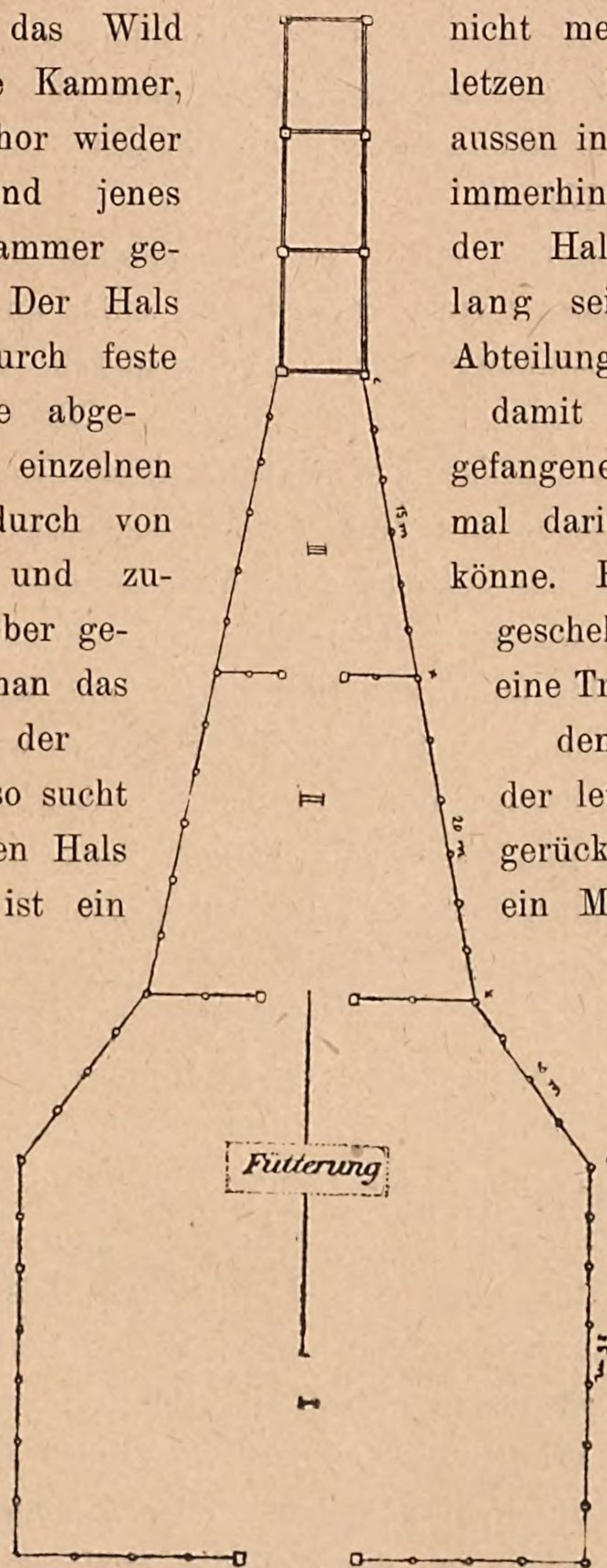


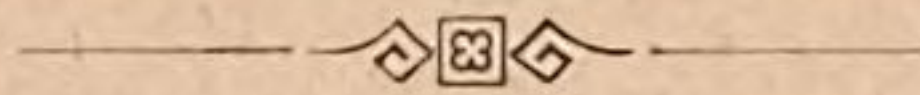
Fig. 23

meinen sehr praktisch, aber leider nur da durchführbar, wo das Wild vertraut ist; scheues Rotwild umkreist den Fang erst, um sich vollkommen zu versichern und bekommt hiebei natürlich von dem bei dem Drahtseile postierten Mann Wind. In selbstthätige Fänge mit einem Fallthor, wie man sie mit Vorteil für Sauen anwendet, geht scheues Rotwild auch nicht, es gab daher für solches keine andere Fangart als die sehr umständliche und komplizierte in Netzen.

Vor drei Jahren stellte ich im Vereine mit einem sehr geschickten Schlosser viele Versuche an, einen auch für Rotwild brauchbaren selbstthätigen Fang zu konstruieren. Die Notwendigkeit zu einem solchen lag in den fürstlichen Revieren bei Greiz vor, da wir allwinterlich eine namhafte Anzahl von Rotwild bloss für die lieben Nachbarn fütterten, die in aasjägerischer, rücksichtsloser Art und Weise auf das arme Wild herumknallten, wo sie seiner ansichtig wurden. Dieses Wild, ungeheuer scheu und vorsichtig, zog nachts an unsere Fütterungen und lange vor Tagesanbruch wieder über die Grenze zurück, so dass wir nie ein Stück zu Gesicht, geschweige denn zu Schuss bekamen. Für dieses Wild wollte ich nun einen selbstthätigen Fang konstruieren und es ist mir dies auch gelungen. Die Anlage gleicht im allgemeinen vollkommen der eben beschriebenen. Das Thor der ersten Kammer besteht aus zwei, durch sehr schraffe Federn bewegte, im rechten Winkel einschnappende Flügel; zwei Drahtseile führen in etwa 4 m Höhe von ihnen nach der Fütterung und sind in Brusthöhe des Rotwildes mit einer der Länge der Raufe entsprechenden Stange verbunden, welche so angebracht ist, dass das Wild, um das Heu der Raufe erlangen zu können, mit Hals oder Brust an sie anstossen muss; schon eine ganz leichte Berührung genügt, um die Thorflügel aus ihrer Rast zu heben und die Federn zum Losschlagen zu bringen. So einfach die Konstruktion ist, lässt sie sich doch durch Beschreibung oder Zeichnung nicht gut versinnlichen, weshalb ich den Erfinder, Schlossermeister Krause in Teichwolframsdorf, Sachsen-Weimar, veranlasst habe, Modelle

zu konstruieren, die er auf Wunsch à 20 Mark liefert. Derselbe stellt auch überall solche Fänge (natürlich nicht einschliesslich aller Holzarbeiten, welche vorher fertig sein müssen) für circa 200 Mark und Reisevergütung komplett her.

Für Sauen wird der Fang in gleicher Weise angelegt, nur kann hier ein mit einer einfachen Stellung versehenes Fallthor zur Anwendung gelangen, da Schwarzwild eine solche Anlage garnicht scheut. Ich unterlasse daher auch spezielle Beschreibungen, die einfachsten Vorrichtungen, wie sie sich von selbst ergeben, genügen für Sauen vollkommen.



III. ABSCHNITT.

DER WILDSTAND UND SEINE BEHANDLUNG.

1. Die Stärke des Standes und das geschlechtliche Verhältnis.

In jedem Tiergarten soll es als Grundbedingung gelten, dass, mit Ausnahme von Schwarz- und Damwild, welches sich recht gut verträgt, die einzelnen Wildarten separiert bleiben. Rotwild kann, wenn das Areal ein genügend grosses ist, zur Not mit Schwarz- und Damwild zusammen gehalten werden; in einem Wildpark dagegen, wo das Reh die Hauptrolle spielt, sollte man höchstens einen sehr mässigen Rotwildstand, unter keiner Bedingung dagegen Schwarzwild halten.

Wie ich bei der Praxis der Jagd überhaupt kein Freund von Zahlen und Schablonen bin, so halte ich mich auch ausser Stande, anzugeben, welches Areal zur Haltung von z. B. 100 Stück Rotwild erforderlich ist. Jeder der bisherigen Jagdschriftsteller, welche den Wildpark behandelten, führt diesfällige Ziffern auf, grösstenteils wohl auf Grund eigener (?) Erfahrungen und daher jedenfalls in der Überzeugung, das Richtige getroffen zu haben; vergleicht man aber diese offenbar aus verschiedenen Gegenden stammenden Erfahrungsziffern mit einander, so ergibt sich eine Verschiedenheit von solcher Grösse, dass allein schon hieraus die Unmöglichkeit der Feststellung einer allgemeinen Norm erhellt. Ich muss mich daher hier damit begnügen, das Areal festzustellen, welches die einzelnen Wildarten unter minder günstigen Verhältnissen verlangen. Dasselbe beträgt für je ein Stück Rot-, Dam- oder Schwarzwild 20—25 ha, für je ein Stück Rehwild 8—10 ha; unter günstigen Verhältnissen kann, ohne die Erhaltungskosten übertrieben zu erhöhen, auf dem gleichen Terrain der doppelte Stand erhalten werden. Es können z. B. in einem Tiergarten von 1000 ha (und kleiner sollte ein solcher eigentlich nie sein) je nach den örtlichen Verhältnissen ohne übertriebene Auslagen

50—80, ja 100 Stück Rotwild gehalten werden. Wie ungeheuer sich die Auslagen steigern, wenn man mit dem Wildstande über dieses Mass hinausgeht, lehrt z. B. der Greizer Tiergarten, in welchem unter sehr ungünstigen Boden- und Bestandverhältnissen auf 600 ha 400 Stück gehalten werden. Im Jahre 1889 beliefen sich daselbst die Kosten der Wildfütterung auf 35251,62 Mark, d. h. also, jedes Stück kostete jährlich etwa 88 Mark, während die Auslage bei einem normalen Maximalstande (ca. 60 Stück) sich nicht höher als auf 20 Mark pro Stück stellen würde.

Den stärksten Wildstand vertragen Buchenforste mit eingesprengten Weichhölzern, da sich in solchen dem Wilde, abgesehen von den Wiesen und Wildäckern, innerhalb der Bestände selbst in dem Stockausschlag eine ebenso reiche als ausserordentlich zuträgliche Äsung bietet; unter allen Vegetabilien steht die Buche mit ihren Nährwerten für das Wild obenan, nächst ihr bietet die Eiche und die Esche die reichsten Futterstoffe. In einem mit Weichhölzern und einzelnen Nadelholzpartien gemischten Buchenforst reduzieren sich die Fütterungsauslagen bei normalem Wildstande geradezu auf ein Minimum und ebenso findet kaum je ein merkbarer Schaden am Walde selbst statt.

Welches geschlechtliche Verhältnis bei den einzelnen Wildarten herrschen soll, hängt bis zu einem gewissen Grade davon ab, was für Ziele der Jagdherr in seinem Tiergarten verfolgt. Handelt es sich demselben darum, besonders starke Hirsche zu schiessen, so müssen selbstredend relativ viel Hirsche vorhanden sein; gipfelt dagegen der Zweck des Tiergartens in der jährlichen Abhaltung grösserer Treib- oder gar eingestellten Jagen, wobei es sich weniger um die Qualität als um die Menge handelt, so muss verhältnismässig mehr Mutterwild vorhanden sein. In letzterem Sinne sind die folgenden Durchschnittsziffern aufzufassen:

Von je 100 Stücken sollen sein (Winterstand):

Rotwild: 10 Hirsche vom dritten Kopf angefangen, 15 Hirsche vom ersten und zweiten Kopf, 50 beschlagfähige Tiere, 25 Stück Schmalwild.

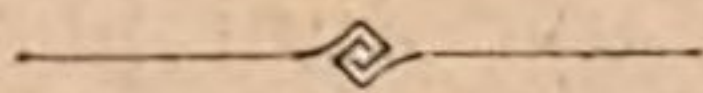
Damwild: ebenso.

Rehwild: 20 Rehböcke vom zweiten Kopf angefangen, 8 Spiesser, 60 beschlagfähige Ricken, 12 Schmalrehe.

Schwarzwild: 4 Hauptschweine, 8 zwei- bis dreijährige Keiler, 13 Überläufer, 35 Bachen, 40 Frischlinge.

Handelt es sich dagegen darum, Hirsche mit besonders kapitälem Geweih zu erzielen, und es zu ermöglichen, dass der Jagdherr stets nur Hirsche vom zehnten Kopf angefangen schießt, so muss der Stand in folgender Weise reguliert werden: 35 Hirsche und Spiesser, 45 Muttertiere, 20 Stück Schmalwild. Es können bei diesem Stande pro 100 Stück jährlich zwei Hirsche vom zehnten bis zwölften Kopf und ausserdem, wenn keine Verluste vorkommen, zwei bis drei geringere, schlecht veranlagte Hirsche abgeschossen werden. Übrigens komme ich speziell auf den Abschuss noch später zu sprechen.

Eine unverhältnismässig grosse Menge von Mutterwild ist eben so ungünstig für das Gedeihen des Wildes wie ein zu starkes Prävalieren der männlichen Individuen; am bittersten rächen sich diesfällige Fehler beim Rotwild. Sind zu viel Tiere vorhanden, so brunften sich die Hirsche zu stark ab, gehen selbst in der Geweihbildung stark zurück, ein Teil der beschlagfähigen Tiere bleibt gleichwohl gelt und vom Nachwuchs erscheint nur ein geringer Bruchteil gut, der Rest von Jahr zu Jahr schlechter veranlagt; in solchen Revieren gehören dann namentlich Kahlhirsche nicht zu den Seltenheiten und mitunter sieht man zur Brunft bei einem Rudel von 12—15 Stück Kahlwild nicht mehr als 2—3 Kälber. Ist zu wenig Mutterwild vorhanden, so bleibt wohl kein Stück unbeschlagen, dafür aber kann man sicher sein, alljährlich mehrere Hirsche in der Brunft zu verlieren und überdies entwickeln sich die jüngeren Hirsche, weil sie nicht genügende Gelegenheit zur Befriedigung des Brunfttriebes finden, eben so schlecht wie bei übermässiger geschlechtlicher Anstrengung. Auch auf diese Momente komme ich in den folgenden Abschnitten noch zurück.



2. Die Fütterung.

Auf die Fütterung muss im Tiergarten naturgemäss noch viel mehr Sorgfalt verwendet werden, als in freier Wildbahn, doch lässt sich diesfalls aus naheliegenden Gründen eine absolut zutreffende Norm gleichfalls nicht feststellen.

Goedde giebt folgende Tabelle:

Rotwild: Im Oktober: Hirsche per Stück 0,8 kg Hafer. In den Monaten November, Dezember, Januar und Februar: a) Hirsche per Stück 1 kg Hafer, 1,50 kg Kastanien und 1 kg Heu; b) Mutterwild per Stück 2 kg Wiesenheu und Grummet. In den Monaten März und April: a) Hirsche per Stück 4 kg Kastanien und 1 kg Heu; b) Mutterwild per Stück 0,8 kg Hafer und 0,8 kg Heu.

In den Monaten Mai und Juni: Hirsche per Stück 4 kg Kastanien oder 3 kg Hafer.

Damwild: In der Zeit vom 1. November bis 1. April: a) Schaufler per Stück 2 kg Kastanien und 1,50 kg Heu oder Grummet; b) Mutterwild per Stück 1,50 kg Heu oder Grummet.

Rehwild: In der Zeit vom 1. November bis 1. April per Stück 0,50 kg gutes Kleeheu oder 1,50 kg ungedroschene Hafergarben.

Schwarzwild: In den Monaten Juli, August und September per Stück 0,50 kg Mais oder Erbsen oder 1,50 kg Kartoffeln. In den Monaten Oktober, November, Dezember und Januar per Stück 1 kg Mais oder Erbsen oder 2,5 kg Kartoffeln. In den Monaten Februar, März, April, Mai und Juni per Stück 0,70 kg Mais oder Erbsen.

Für das Rotwild im Tuppelburger Tiergarten bei Teplitz ist dagegen per Stück und Tag ein Futterquantum von 1 kg Körnerfutter, 0,25 kg Weizen- und Kornkleie, 0,10 kg Malzkeime, 34 g vegetabilisches Wildfutterpulver, 3 kg Heu und 1 Laubbüschel bestimmt; im grossen Eichwalder Tiergarten bei Teplitz werden per Stück und Tag 0,75 kg Körnerfutter, 0,15 kg Kleie, 0,10 kg Malzkeime, 33 g Wildfutterpulver, 2 kg Heu und $\frac{1}{2}$ Laubbüschel gefüttert.

Im Greizer Tiergarten endlich beträgt der Aufwand per Stück und Tag 1,50 kg Körnerfutter, 0,25 kg Weizen- und Kornkleie, 34 g Wildfutterpulver, 2 kg Heu und etwas Futterlaub.

Aus diesen Ziffern ergibt sich die grosse Verschiedenheit der erforderlichen Futtermenge; nur Erfahrung kann an jedem Orte das Richtige lehren. Auf keinen Fall halte ich es für ratsam, als Körnerfutter ausschliesslich Hafer zu wählen, da eine derartige Fütterung zu einseitig ist und das Wild abwechslungsreiche Äsung einer monotonen entschieden vorzieht. Ich liess z. B. auf den mir unterstandenen Fürstlich Reuss'schen Hofjagdrevieren ein Gemenge von Hafer, Bohnen, Erbsen und Mais füttern, wozu als Äsungsbeigaben noch Kastanien, Eicheln, Runkelrüben, Kartoffeln, Topinamburs, Riesenkohl und Vogelbeeren traten. Rehwild erhielt bei mir das gleiche Körnerfutter, Mais jedoch in geschrotetem Zustande und kein Wiesen-, sondern ausschliesslich Rotkleeheu; Wiesenheu, namentlich solches von saueren Wiesen, ist geradezu Gift für das Rehwild und seine Verwendung repräsentiert überdies eine ganz unnütze Verschwendung, da sich das Rehwild im günstigsten Falle nur den Klee und einige andere Kräuter herausucht, alles andere aber liegen lässt. Überaus schädlich ist dem Rehwilde feuchtgewordenes Heu, weshalb ich dasselbe täglich frisch vorlegen und das etwa übriggebliebene dem in dieser Hinsicht weniger empfindlichen Rotwilde verabreichen liess.

Ungemein wichtig, ja geradezu unerlässlich, sind namentlich im strengen Winter solche Äsungsbeigaben, welche viel Feuchtigkeit

enthalten. Dass das Wild zu seinem Gedeihen offenes Wasser brauche, ist eine ganz falsche Ansicht; im Sommer genügt ihm die von sich saftreiche und überdies betaute Äsung, im Winter aber muss man für einen diesfälligen Ersatz sorgen, da namentlich Rehwild bei ausschliesslichem Trockenfutter im Falle lange anhaltenden harten Frostes unbedingt zu Grunde geht; aber auch wenn es sich mühselig durchbringt, so nimmt es im Frühjahr Schaden, da es dann mit unglaublicher Gier das junge Grün in übermässiger Menge äst und sich dadurch gefährliche Durchfälle zuzieht. Mindestens die Hälfte des Wildes, welches z. B. im Winter 1894/5 einging, ist nicht dem Hunger im allgemeinen, sondern speziell dem Mangel an saftreicher, feuchter Äsung erlegen. Bei frostfreiem Wetter füttere man Kartoffeln in sehr mässigen Gaben, bei beginnendem Frost Runkel- oder Zuckerrüben und Topinamburs oder Riesenkohl, endlich bei sehr hartem Frost Vogelbeeren oder Misteln (*Viscum album*). Vogelbeeren und Misteln sind gegen Frost ganz unempfindlich, und wenn sich dieselben in manchen Gegenden auch schwer in grösseren Mengen auftreiben lassen, so ist es doch überall möglich, jenes geringe Quantum zu beschaffen, welches für die kurze Periode des heftigsten Frostes erforderlich erscheint; bei grosser Kälte Kartoffel vorzulegen, wie dass leider immer noch vielfach geschieht, ist ein Wahnsinn.

Als teilweiser Ersatz für das Heu, ungleich wertvoller als dieses und in manchen Gegenden überdies fast billiger, empfehlen sich Laubbüschel von Buchen, Eichen, Eschen, Aspen u. s. w. (mit Ausnahme der Erle) ganz besonders. Wo Eichenschälwäldungen existieren, ergiebt sich das Futterlaub ohnedies als leider oft mutwillig vergeudetes Abfallprodukt und wo dies auch nicht der Fall ist, sollte man doch immer trachten, etwas Laubbüschel zu verschaffen und mit ihnen wenigstens teilweise die ungleich geringwertigere Heufütterung zu ersetzen. Natürlich erscheint die Beigabe von Futterlaub am wichtigsten in solchen Revieren, die gar kein oder doch nur sehr wenig Laubholz besitzen.

Neuester Zeit hat man bei der Exploitation von Buchenwäldern die Abfälle, d. h. die äussersten Zweigspitzen mit dem Laube, in Kuchenform gepresst und mit denselben Versuche zur Fütterung des Rindviehs angestellt. Dieselben, welche namentlich an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf mit grossem Eifer betrieben wurden, haben ganz vorzügliche Resultate geliefert und da, wie bereits erwähnt, die Buchenschösslinge und Buchenblätter eine ausserordentliche Menge für das Wild sehr wichtiger Nährsubstanzen besitzen, dürfte sich hier ein ganz vorzügliches neues Futtermittel, wenigstens für Rot- und Damwild bieten, welches wertvoller als Heu und dabei ungleich billiger ist. Es fehlte mir Gelegenheit zu diesfälligen speziellen Versuchen, solche wurden meines Wissens auch anderwärts noch nicht vorgenommen, jedenfalls aber sollte es keine Tiergartenverwaltung unterlassen, eine Probe vorzunehmen, der ich a priori entschiedenes Gelingen vorhersage.

Bezüglich der Wichtigkeit des normalen Körnerfutters brauche ich mich wohl nicht in spezielle Erörterungen und Begründungen einzulassen, dagegen möchte ich der als Futtermittel immer noch viel zu wenig beachteten Rosskastanie einige Betrachtungen widmen. Sie bildet eines der wichtigsten und zuträglichsten Äsungsmittel für die Hirscharten sowohl wie für das Schwarzwild, nur sind bei ihrer Verabreichung gewisse Vorsichtsmassregeln unerlässlich, bezüglich welcher ich hier die vortrefflichen Ausführungen des Oberförsters F. Kraus in Eisenerz, Steyermark, folgen lasse: „So gerne, man kann sagen gierig, die Rosskastanien besonders vom Hochwilde aufgenommen werden, so sehr kann die unzweckmässige Verabreichung dieser Früchte für das Wild mit Beschwerden, namentlich Verdauungsstörungen verbunden sein. Zur Vermeidung von Schimmelpilzbildungen an den besonders beim Transporte nass gewordenen und so aufgespeicherten Kastanien, welche dann arge Verluste unter dem Wilde anrichten können, müssen diese wasserreichen Früchte nämlich an einer steter Luftzirkulation zugänglichen Örtlichkeit aufbewahrt werden,

was in den Wintermonaten das völlige Gefrieren derselben zu fast steinharten Körpern zur Folge hat. Werden diese gefrorenen Früchte nun dem Wilde vorgeworfen, welches das mit dem Vorwerfen verbundene Geräusch genau erkennend, in ganzen Rudeln rasch herbeieilt, so entwickelt sich zunächst ein förmlicher Kampf um dieses beliebte Futter, jedes Stück trachtet mit einer geradezu erstaunlichen Gier soviel der Früchte als nur möglich hinunterzuwürgen. In solchen Augenblicken gilt kein anderes Recht als das des Stärkeren und Flinkeren*), was auch durch das Klagen der Kälber und schwächeren Tiere zum Ausdruck kommt. Von einer Kauthätigkeit ist unter solchen Umständen keine Rede. Mit unglaublicher Schnelligkeit ist das vorgeworfene Quantum vertilgt, das Wild zieht sich langsam in die dem Futterplatze benachbarten Einstände zurück, wo nun eine merkwürdige Szene beginnt. Es lässt sich ein krampfhaftes Husten vernehmen; die „Stärkeren und Flinkeren“ haben ihre Hast und Gier mit der krampfhaften Wiedergabe der den Pansen überreizenden, nicht gekauten, hartgefrorenen Früchte zu büssen. Diese Erscheinung ist eine regelmässige bei Fütterungen, wo viel Hochwild zur Stelle ist und der Futterneid dadurch zur höchsten Entwicklung gebracht. Es sind in dem zum Hofjagdbezirke Eisenerz gehörigen gleichnamigen Forstbezirke im Oktober Hochwildstücke zur Strecke gebracht, welche, aufgebrochen, im Pansen einzelne grauschwarze, steinartige, über walnussgrosse Fremdkörper zeigten, die sich beim Zerschlagen als ganze, unverdaut gebliebene, mit einer kalkartigen Masse inkrustierte Rosskastanien erwiesen, die im vorhergegangenen Winter bei der Wildfütterung aufgenommen waren, also nahezu neun Monate im Pansen des betreffenden Stückes gelegen sein mussten. Dass derartige Fremdkörper jedenfalls nicht zum Wohlbefinden des betreffenden Tieres beitragen, liegt wohl auf der Hand. Es ist demnach dringend zu empfehlen, dort, wo viel

*) Teilweise lässt sich dieser Übelstand allerdings durch die von mir auf Seite 52 empfohlene Aufstellung zahlreicher einzelner Kästchen und durch die Kälberställe paralysieren.

Hochwild bei einer Fütterung steht, und daher der Futterneid zum Ausbruch gelangt, die Rosskastanien, welche vermöge ihrer lederartigen Schale den Verdauungssäften ganz und besonders noch im gefrorenen Zustande grossen Widerstand entgegensetzen, nur gequetscht oder gebrochen zu verabfolgen, und wenn halbwegs möglich, die Tagesration schon am Vortage in einen Raum zu bringen, in welchem dieselbe auftaut. Bei besonders grossen Hochwildfütterungen, wo zwei- bis dreihundert Stück Wild zur Stelle kommen, ist es am zweckmässigsten, zur Quetschung der Rosskastanien eine für den Handbetrieb geeignete Quetschmühle zu verwenden, bei welcher eine veränderliche Stellung der Quetschscheiben auch das Quetschen oder Schroten anderer Futterstoffe, beispielsweise von Mais, ermöglicht. Bei kleineren Fütterungen kann dagegen der mit der Wartung betraute Jäger das Quetschen unschwer selbst besorgen, und genügt in diesem Falle ein Trog mit einem Stössel. Wenn durch diese Manipulation auch nur die lederartige Schale der Rosskastanie gesprengt und so der leichte Eintritt der Verdauungssäfte zur eigentlichen Frucht ermöglicht wird, so ist schon viel zur besseren Verdaulichkeit beigetragen. Nicht unzweckmässig dürfte dort, wo Darrstuben vorhanden sind, das Rösten der Kastanien sein, was die leichtere Verdaulichkeit der Stärkesubstanz der Früchte und ihre grössere Haltbarkeit fördern und das Gefrieren hintanhaltend würde.

Neuester Zeit werden auch Malzkeime als Futtermittel empfohlen. Mir fehlen eigene diesbezügliche Erfahrungen und ich lasse daher hier gleichfalls die betreffenden Ausführungen des Oberförsters Kraus, eines ebenso erfahrenen als verlässlichen Fachmanns folgen. „Ein ganz vorzügliches Kraftfutter bieten die Malzkeime. Ihre Verwendung ist noch ziemlich neu, nimmt jedoch von Jahr zu Jahr grössere Dimensionen an und wird, wo nur einmal der Versuch ihrer Einführung gemacht worden ist, gewiss nicht mehr aufgegeben werden.

Die Vorteile der Fütterung mit Malzkeime sind ganz beträchtliche. Vor allem sind die Malzkeime als eminentes Kraftfutter

zu bezeichnen, indem sie sich neben ihrem Reichtum an gerösteten Stärkestoffen, also an leicht verdaulichem Dextrin, durch den Gehalt an Phosphorsäure auszeichnen, die nach den Untersuchungen Professor Wolff's in der Reinasche der Trockensubstanz allein mit 26,96 Prozent vertreten ist. Dagegen ist Kalk bloss im Ausmasse von 2,85 Prozent vorhanden. Es wird später darauf hingewiesen, wie leicht gerade diesem Kalkmangel abgeholfen werden kann. Es ist zu berücksichtigen, dass die Malzkeime vermöge des überstandenen Darrprozesses der in der Keimung unterbrochenen Gerste (Malz) sozusagen als Trockensubstanz in den Handel kommen, während die anderen Futterstoffe, besonders die Rosskastanien, aber auch Mais, Hafer etc. einen bedeutenden Gehalt an Wasser aufweisen, bei dessen Beseitigung bis zu dem Wassergehalt der Malzkeime durch einen analogen Prozess, wie bei der Malzgewinnung, das ursprüngliche Gewicht, beispielsweise bei den Rosskastanien, um mehr als zwei Drittel sinkt. Mit anderen Worten: Wäre z. B. der Preis eines Meterzentners Rosskastanien an der Gebrauchsstelle 3,50 fl., so würde der Wert eines Meterzentners Trockensubstanz dieser Frucht auf 10,50 fl. zu stehen kommen, während die nahezu als Trockensubstanz zu betrachtenden Malzkeime an der Gebrauchsstelle für einen Meterzentner nicht mehr als 4—7 fl. kosten. Nach den früher erwähnten Untersuchungen besitzen 100 Teile der Trockensubstanz der Rosskastanien 2,36 Teile Reinasche, das gleiche Quantum Trockensubstanz der Malzkeime jedoch 7,35 Teile Reinasche. Da nun in der Reinasche von Rosskastanien sich 11,60 Prozent Kalk und 22,42 Prozent Phosphorsäure vorfinden, so ergibt sich im Hinblick auf das früher erwähnte Prozentualverhältnis dieser beiden Mineralbestandteile in der Reinasche der Malzkeime, dass in 100 Teilen Trockensubstanz der Rosskastanien 0,27 Teile Kalk und 0,53 Teile Phosphorsäure, in 100 Teilen Trockensubstanz der Malzkeime 0,21 Teile Kalk und 1,98 Teile Phosphorsäure enthalten sind. Man kauft also gegenüber den Malzkeimen in den Rosskastanien den

nahezu gleichen Gehalt an Kalk und den nahezu dreimal kleineren Gehalt an Phosphorsäure um das Anderthalb- bis Zweieinhalbfache teurer.

. Die Aufbewahrungsfähigkeit der Malzkeime ist ungleich höher als diejenige der Eicheln, Bucheln, Rosskastanien, und gleichzustellen jener der Trockenfrüchte. Zur Aufbewahrung ist ein luftiger, trockener, gedeckter Raum und öfteres Umschaukeln erforderlich. In dieser Weise behandelt können Malzkeime auch nach einjähriger Aufbewahrung verfüttert werden und sind vom Wilde gern genommen; allerdings verlieren sie sehr an dem würzigen Malzdufte, der, dem Wilde einmal bekannt, von ihm so sehr geliebt wird. Eine längere Aufbewahrung ist aber nicht nötig, denn die Gewinnung der Malzkeime als Abfallprodukt der Malzfabriken und Bierbrauereien findet gerade zu Beginn des Winters im grössten Massstabe statt, so dass auf den Futterplätzen gleich anfangs frische Malzkeime verfüttert und durch den ganzen Winter nachbeschafft werden können. In dem zum Hofjagdbezirke Eisenerz gehörigen gleichnamigen Forstbezirke wurden dem Wilde zum ersten Male im Winter 1892—93 Malzkeime vorgelegt. Das Wild verhielt sich dem neuen Futtermittel gegenüber vorerst zumeist ablehnend. Nur bei einem grossen Futterplatze wurden die Malzkeime sofort aufgenommen, bei anderen später, bei einzelnen im ersten Winter garnicht. Dort, wo die Malzkeime mit gequetschten, dem Wilde schon bekannten Rosskastanien gemischt, in kleinen Häufchen auf dem Schnee verabreicht wurden, gewöhnte sich das Wild am raschesten an das neue Futtermittel und nahm dasselbe sodann aus den vorgerichteten Trögen ohne jede Beimischung von Kastanien auf. Lichter gebräunte Malzkeime wurden den dunklen, meist von überöstetem Malze stammenden, vorgezogen. Die Malzkeime werden trocken, also ohne Quellung im Wasser, in Trögen verabfolgt, die in einer der Grösse des Wildes entsprechenden Höhe über dem Erdboden angebracht und aus Brettern gefügt sind, von denen eines an der Längsseite des Troges in Führungsleisten verschiebbar

ist, um nötigenfalls zur leichteren Reinigung des Troges entfernt werden zu können. Gegen das Ende der Fütterungsperiode am Ausgange des Winters dürfte, um den Übergang zur Äsung der frisch aufspriessenden Gräser zu vermitteln, das Aufquellen der Malzkeime in warmem Wasser zu empfehlen sein. Dort, wo die Malzkeime trocken zur Verfütterung kommen, soll fließendes, trinkbares Wasser in der Nähe des Futterplatzes vorhanden sein. da sich beim Wild nach der Aufnahme der trockenen Malzkeime Durst einstellt. Nachdem der Fütterung mit Malzkeimen von so manchen Landwirten ein seuchenartiges Verkalben und Kälbersterben zugeschrieben wurde, was in neuester Zeit allerdings vielfache Widerlegung erfuhr und — abgesehen davon, dass noch andere Umstände mitgewirkt haben können, welche mit den Malzkeimen als solchen nichts zu thun haben — auf Verabfolgung verdorbenen Materials zurückgeführt wurde, so sind während der zweijährigen Versuche der Wildfütterung mit Malzkeimen im Forstbezirke Eisenerz genaue Beobachtungen besonders in der Setzzeit angestellt worden, welche ergaben, dass so weit eben die noch kurze Dauer der Beobachtung einen Schluss zulässt, eher weniger eingegangene Kälber oder Tiere zur Setzzeit zu bemerken, die Kälber vielmehr besonders stark im Wildbret waren, was grösstenteils wohl auch der Beimengung von basisch-phosphorsaurem Kalk zuzuschreiben sein wird. Einen weiteren Vorteil bieten die Malzkeime aber durch die Möglichkeit der Beimischung des bei der künstlichen Wildfütterung zur Anwendung gebrachten basisch-phosphorsauren Kalkes, wie dies besser nur noch bei einem mehlartigen Futter möglich wäre.“

Sehr empfehlenswert ist es, dem Wilde phosphorsauren Kalk zuzuführen, welcher die Knochen- und namentlich die Geweihbildung in hervorragend günstiger Weise beeinflusst. Den phosphorsauren Kalk unassimiliert zu füttern, ist deswegen gefährlich, weil er immer bis zu einem gewissen Grade ätzend wirkt und, wie ich dies im Greizer Tiergarten erfuhr, beim Jungwild leicht zu tödlichen Entzündungen des Gescheides führt.

Die beste, vielerorts langjährig erprobte Zusammensetzung bildet das Hohlfeld'sche vegetabilische Wildpulver, welches für je 150 kg aus folgenden Stoffen besteht: 20 kg pulv. türkische Galläpfel, 5 kg pulv. Eichenrinde, 10 kg pulv. Wacholderbeeren, 10 kg pulv. Anissamen, 5 kg pulv. Liebstöckel, 5 kg pulv. Foenum graecum, 5 kg pulv. Florentiner Veilchenwurzel, 40 kg pulv. zweifach basisch phosphorsaurer Kalk, 25 kg pulv. Mohnölkuchen, 25 kg pulv. Kochsalz. Dieses Pulver wird mit Weizen- oder Kornkleie und Malzkeimen in dem Mengenverhältnis von etwa 1,30 vorgelegt, d. h. also 1 Gewichtsteil Futterpulver auf 40 Gewichtsteile Körnerfutter und Kleie.

Für Rehwild besteht das Pulver aus: 20 kg pulv. Anissamen, 10 kg pulv. Veilchenwurzeln, 10 kg pulv. Liebstöckelwurzeln, 10 kg Foenum graecum, 2,5 kg pulv. türkischen Galläpfeln, 2,5 kg pulv. Süssholzwurzeln, 2,5 kg pulv. Mohnölkuchen, 40 kg pulv. zweifach basisch-phosphorsaurem Kalk, 30 kg pulv. Kochsalz. Die Vorlage geschieht in gleicher Weise wie beim Rotwild.

Sehr empfehlenswert ist es, wenn im Wildpark auch die Salzlecken nach dem Hohlfeld'schen Prinzipie mit phosphorsaurem Kalk versehen werden. Das Hohlfeld'sche Leckpulver für Rotwild besteht aus: 30 kg pulv. türkischen Galläpfeln, 10 kg pulv. Anissamen, 10 kg pulv. Liebstöckel, 10 kg pulv. Foenum graecum, 10 kg pulv. Florentiner Veilchenwurzeln, 30 kg pulv. zweifach basisch-phosphorsaurem Kalk. Die Salzlecke wird in der Weise hergestellt, dass man eisen- und sandfreien Lehm mit reinem Wasser zu einem dicken Teig anrührt und dann zu je einem Kubikmeter dieses Lehmtes 10 kg Wildfutterpulver und 10 kg Kochsalz beimengt. Mit dieser Masse schlägt man einen hölzernen oder besser noch einen aus Sandstein gemeisselten Trog voll. Die Füllung muss im zeitigen Frühjahr geschehen, da das Wild um diese Zeit des Salzes am meisten bedarf. Eine solche Lecke genügt für ein Terrain von ca. 40—50 Hektar. Abgesehen von der ausgezeichneten Wirkung dieser Präparate auf die Gehörn- und Geweihbildung, liefern sie auch wegen ihres hohen Gerbstoff-

gehaltenes das beste Präservativ gegen das so verderbliche Schälen der Fichtenstangenhölzer; in verschiedenen Tiergärten, welche früher an enormem Schälsschaden litten, hat nach mehrjähriger Anwendung der Hohlfeld'schen Präparate das Rotwild gänzlich zu schälen aufgehört. Für Damwild bleibt die Zusammensetzung des Futter- und Leckpulvers dieselbe.

Für Rehwild besteht das Leckpulver aus: 25 kg pulv. Anisamen, 10 kg pulv. Veilchenwurzeln, 10 kg pulv. Liebstöckelwurzeln, 10 kg pulv. Foenum graecum, 5 kg pulv. türkischen Galläpfeln, 5 kg pulv. Süssholzwurzeln, 35 kg zweifach basisch phosphorsaurem Kalk.

Diese Präparate können in eigener Regie erzeugt oder vom Oberforstmeister Carl Hohlfeld in Eichwald bei Teplitz, Böhmen, fertig bezogen werden. Für Rehwild mischt man 2 kg des Leckpulvers mit 2 kg reinem Kochsalz und 100 Liter gereinigtem, eisenfreiem Lehm, rührt dann das ganze mit frischem Quellwasser an und hat so das Quantum für 5 Salzlecken, in deren Mitte man noch einen Salzleckstein (zu beziehen von R. Heydenreich in Ronneburg, Sachsen-Altenburg) einfügen kann. Ein solcher Salzleckstein soll auch stets in den an den Fütterungen angebrachten, für das Körnerfutter bestimmten Trögen stehen.

Die Erfolge, welche man durch diese sorgsame Fütterung in einem Tiergarten erzielen kann, sind ungeheuer; die Ansicht ist weit verbreitet, dass Rot- und Rehwild in einem Tiergarten sehr schnell degeneriere, unter einem Tiergartenhirsch stellen sich viele Leute immer einen elenden Schneider vor, und doch ist gerade das Gegenteil der Fall, im Tiergarten kann man erzwingen, was ausserhalb desselben Sache des Zufalles oder zufällig günstiger Verhältnisse ist. Ich führe hier in zwei Tabellen die Masse und Gewichte von Geweihen und Rehgehörnen aus dem Tuppelburger und Greizer Tiergarten an, sie liefern einen schlagenden Beweis des Gesagten, um so mehr, als das Rot- und Rehwild in den an den Greizer Tiergarten anstossenden freien Wildbahnen nicht halb so gut ist.

Numer	N a t i o n a l e		Alter des Hirsches in Jahren	Endenzahl	Anlage	Rechte Stange	Linke Stange	Augspross	Klisspross	Mittelspross	Rosenumfang	Stangenumfang	Gewicht des Gewehes in kg	Gewicht des Hirsches ohne Aufbruch in kg
1	Abwurf	vom Jahre 1886	11	18	36	112	116	31	31	46	24	20	6,75	—
2	"	" 1887	12	16	65	107	110	38	40	50	25	21	6,75	—
3	"	" 1887	8	16	80	100	100	38	30	34	25	22	6,50	—
4	"	" 1888	13	18	85	102	105	47	35	40	25	21	7,50	—
5	"	" 1888	9	16	43	118	117	40	44	54	25	20	6,25	—
6	"	" 1889	14	16	47	112	108	34	39	45	25	20	6,25	—
7	"	" 1889	10	18	76	100	103	42	34	46	26	22	6,75	—
8	"	" 1889	5	18	100	110	110	37	13	44	26	22	7,50	—
9	"	" 1893	—	20	—	112	113	44	35	46	25	23	7,75	—
10	Geschossen im Jahre	1891	11	16	104	102	102	36	24	38	24	20	7	180
11	"	" 1891	14	10	58	82	82	34	22	30	28	24	11	204
12	"	" 1892	10	16	92	104	104	40	24	36	25	21	8	126
13	"	" 1892	10	14	88	100	100	41	28	39	25	22	8	206

Nummer	N a t i o n a l e	Alter des Bockes	Endenzahl	Centimeter						Gewicht	
				Länge der Stange, längs der Krümmung gemessen		Abstand der Gipfelenden Vordersprossen Rücksprossen von einander			Rosenumfang	des Gehörnes g	des Bockes ohne Aufbruch kg
1	Geschossen im Jahre 1887	2	6	23	22	8	8	7	16	300	14
2	" " 1887	2	6	23	22	12	10	8	16	300	16,5
3	" " 1887	?	6	26	26	14	10	7	19	320	22
4	" " 1887	?	6	28	27	11	10	6	16	300	16,5
5	Abwurf vom Jahre 1891	6	6	22	21	10	9	6	21	310	—
6	Derselbe Bock 1892	7	6	21	21	10	9	5	21	352	24
7	Abwurf vom Jahre 1892	2	8	26	26	16	12	11	14	270	—
8	Derselbe Bock 1893	3	8	28	28	17	13	11	17	—	—
9	Abwurf vom Jahre 1892	2	6	21	21	12	9	6	14	226	—
10	Derselbe Bock 1893	3	6	22	23	13	9	6	18	—	—

Greizer Rehgarten

Teplitz

3. Die Blutauffrischung.

Ebenso wichtig, wie gute natürliche Äsung und Fütterung, ja eigentlich noch viel wichtiger, eine *conditio sine qua non*, ist ausreichende Blutauffrischung. Je kleiner ein Tiergarten, d. h. je geringer die Zahl des in ihm gehaltenen Wildes, um so häufiger muss eine Blutauffrischung stattfinden, wenn das Wild nicht trotz aller sonstigen Fürsorge einer stetig vorschreitenden, unaufhaltsamen Degeneration verfallen soll. Am besten, sichersten und billigsten lässt sich eine solche durch Errichtung von Zuchtstationen erreichen. Man zäunt an geeigneter Stelle, möglichst im Herzen des Reviers, einen Raum von ca. 10 Hektar ein und wählt hierzu einen Platz, an welchem eine gute Wiese von mindestens 2, und eine Dickung von 1 Hektar vorhanden sind, ebenso, selbstredend, fließendes Wasser; das Übrige kann hohes oder Stangenholz sein. In diesem Raume hält man einen Zuchthirsch ersten Ranges und giebt ihm von dem vorhandenen Mutterwild, je nach seinem Alter, einen Monat vor der Brunft bis zu 10 Stück bei, natürlich nur gute Tiere von 3—8 Jahren; nach der Brunft lässt man dieses Wild, mit Ausnahme des Hirsches, wieder frei. Die Tiere, etwa mit Ausnahme von ein oder zwei Stücken, ständig in der Einzäunung zu lassen, ist deshalb weniger empfehlenswert, weil sie sich in so engem Raume das Schälengewöhnen, auch die Kälber dazu abrichten, und weil ferner ihre Erhaltung auf so beschränktem, wenig natürliche Äsung bietenden Terrain sehr kostspielig ist. Der Hirsch muss je nach seiner Stärke 3—6 kg Körner (Hafer, Bohnen, Erbsen und Mais gemischt),

gutes Wiesenheu nach Bedarf und ausserdem die nötigen Äsungsbeigaben von Kartoffeln, Rüben etc. bekommen. Für das Mutterwild genügen 2 kg Körner per Kopf und Tag. Als Zuchthirsch eignet sich am besten ein Hirsch aus den oberungarischen, galizischen, Siebenbürger oder rumänischen Karpathen, aus dem Bakonyerwald, dem Pilis- oder Visegradgebirge in Ungarn, aus den Donauauen zwischen Wien und Petronell oder den Donau- und Drauauen bei Bélye und Dárda in Ungarn und Slavonien oder aus dem Tuppelburger Tiergarten in Böhmen.

Starke Hirsche sind teuer und schwer zu bekommen, es empfiehlt sich daher, sich mit einer Revierverwaltung in einer der genannten Gegenden ins Einvernehmen zu setzen und ein Hirschkalb aufziehen zu lassen, das dann im Alter von ca. $\frac{3}{4}$ Jahren bezogen werden kann. Ein solches Kalb kostet 100 bis 150 Mark. Die Futterkosten, sehr reichlich bemessen, belaufen sich pro Jahr einschliesslich der Tiere auf rund 500 Mark. Der Erfolg dieser Massregel ist ein ausserordentlicher; der fürstliche Tiergarten bei Greiz liefert einen Beweis dafür. Das ursprünglich vorhandene Wild war keineswegs hervorragend, Zwölfer waren selten, und die Höhe und Stärke der Stangen liess viel zu wünschen übrig. Vor 12 Jahren kam als Geschenk Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe ein Spiesser aus Dárda dahin, welcher separat eingehegt wurde. Ausserdem waren vor ca. 15 Jahren zwei sehr gute Hirsche aus dem sächsischen Erzgebirge eingeführt worden, und hinzu traten später noch einige Stücke aus dem Bückeburger Tiergarten, dann 1888 ein Achtzehnder, ein Zwölfer und zwei Tiere aus Tuppelburg. Die Folge davon war, dass die Spiesser 20—35 cm hoch aufsetzten, Gabler giebt es nicht mehr, die Hirsche vom zweiten Kopf setzen mindestens sechs, oft acht und ausnahmsweise zehn Enden auf, bei entsprechender Höhe und Stärke der Stangen; viele Hirsche vom vierten Kopf sind Zwölfer und im Geweih und Wildbret so stark (aufgebrochen 150 kg, Kapitalhirsche bis 200 kg), dass man sie anderwärts schon als Kapitalhirsche ersten Ranges ansprechen würde. In weiteren

10 Jahren, wenn der ganze herrliche Nachwuchs das entsprechende Alter erreicht hat, wird das ein Tiergarten sein, der seinesgleichen sucht. Und er befindet sich auf dem elendsten, magersten Thonschiefer, also in jagdlichem Sinne gesprochen, auf dem schlechtesten Boden, den es giebt!

Von einem einzigen Zuchthirsch, der als Kalb eingeführt ist, hat man nach zwölf Jahren ca. 75 direkte Deszendenten im Revier. Nach Ablauf dieser Frist, eventuell auch erst nach 15 Jahren, wenn er immer noch im Fortschritt begriffen ist, schiesst man den alten Hirsch ab und schafft einen neuen an. Als Spiesser soll man dem Hirsch bloss ein Tier, im zweiten Jahre 3—4, im dritten und vierten 5—6 und vom fünften Jahre an 8—10 Tiere beigeben. Mehr sowohl als weniger ist unzuträglich, da der Hirsch bei übertriebener geschlechtlicher Anstrengung ebenso leidet, wie bei mangelnder Gelegenheit zur vollen Befriedigung des Brunfttriebes. Ich weiss einen Fall, wo einem ganz ausgezeichneten Zuchthirsch 18 Stück Mutterwild beigeben wurden, und die Folge davon war, dass einerseits der erst achtjährige Hirsch stark zurücksetzte, während sich unter der Deszendenz neben mehreren anderen schlechten Individuen auch ein Kahlhirsch befand. Was für Erfolge dagegen mit einer solchen Zuchtstation bei rationellem Vorgang zu erzielen sind, möge folgender Fall illustrieren. Im April 1891 kaufte ich für die Greizer Reviere in Homona-Rokito in Oberungarn einen zahm aufgezogenen Spiesser, dem ich, da er besonders kräftig war, in der Brunft fünf vorzügliche Tiere beigab. Unter der Deszendenz befanden sich ein Wildkalb, drei Hirschkalber, welche 1893 20—45 cm hohe Spiesse aufsetzen und ein Hirsch, der als Erstlingsgeweih volle 6 Enden bei 46 cm Stangenhöhe vereckte!

Ein Zuchthirsch reicht für einen Stand von 150 Stücken zur gründlichen Regenerierung vollkommen aus; ist der Stand stärker, so müssen zwei oder mehr Zuchtstationen errichtet werden, wenn man rasch zum Ziele gelangen will. Mutterwild anzukaufen, rate ich weniger, wenn es sich nicht um gänzliche Regenerierung

eines total herabgekommenen Standes handelt; es ist erfolgreicher, wenn man statt einiger Tiere immer lieber einen guten Zuchthirsch kauft, da der Hirsch seine Individualpotenz in ungleich höherem Masse forterbt als das Tier. Ein schlechtes Tier, von einem braven Hirsch beschlagen, setzt immer noch gut, dagegen setzt das beste Tier, von schlechten Hirschen beschlagen, auch stets nur schwächliche Kälber.

Zahme Hirsche darf man unter keinen Umständen frei in den Tiergarten lassen, sie sind in jedem Falle lebensgefährlich; dagegen ist z. B. die Deszendenz von ganz zahmen Tieren sehr bald verwildert.

Bei Dam-, Reh- und Schwarzwild sind, wenn man es gut erhalten will, die gleichen Massnahmen notwendig.



4. Der regulierende Abschuss.

Mit der richtigen Wahl des Platzes für einen Tiergarten, mit guter Fütterung und mit der Blutauffrischung ist viel, aber lange noch nicht alles zum Gedeihen des Wildes Erforderliche gethan.

Es erübrigt als wichtigstes ein durchaus korrekter, zielbewusster Abschuss. Und dieser erfordert eine Meisterhand, ein Meisterauge. Wenn wir uns fragen, warum wir heute nur mehr dort wahre Urhirsche von aufgebrochen 250—300 kg, bei einem Geweihgewicht von 11—15 kg finden, wo sich die Natur noch vollkommen oder doch nahezu in jungfräulichem Zustande befindet, so müssen wir uns nach sorgfältigem Studium des Terrains und aller mitwirkenden Einflüsse sagen, dass diese gewaltige Rasse weniger den tellurisch-klimatischen Einflüssen ihr Fortbestehen verdankt als vielmehr der qualitativen Regulirung des Standes, welche hier von der in ihrem Gleichgewichte noch nicht gestörten Natur selbst in der richtigen, vom Menschen in kultivierten Gegenden dagegen, in welchen der Natur ihre gewaltige Macht zum grossen Teile entwunden ist, sehr oft in unvernünftiger Weise besorgt wird. In einem Gebirgsterrain, wo Luchs und Wolf herrschen, wo furchtbare Schneemassen bei hartem Frost wochenlang lagern, kann bloss kräftiges, gesundes, gut veranlagtes Wild am Leben bleiben, alles kränkliche, schwächliche geht rettungslos zu Grunde. Überdies ist hier nie eine Überzahl von Mutterwild vorhanden, da dasselbe vom Raubzeug vielmehr

leidet als die Hirsche. Dort, wo Luchs und Wolf verschwunden, und die Schreckensgespenster eines harten Winters durch gute, zeitig beginnende Fütterung gebannt sind, muss die Hand des Jägers die Natur ersetzen; was dort sie vernichtet, weil es der Erhaltung der Art im Sinne der Naturgesetze nur schaden könnte, muss hier seiner Kugel verfallen, mit sorgsamer Auswahl, dann aber unerbittlich. Es gilt dies von Hirschen sowohl als von Kahlwild; in Bezug auf die ersteren geschehen die meisten Fehlgriffe. Jagdbesitzern, die in ihrem Leben 100 oder mehr gute Hirsche gestreckt, bereitet selbstredend ein schlechter Spiesser oder Sechser, ja selbst ein schlechter Achter oder Zehner kein Vergnügen mehr, auch fehlt ihnen die Zeit, diese schlechten Hirsche mit Vorsicht unter dem Stande herauszusuchen; dem Personal gestatten sie einen solchen Abschuss oft auch nicht, weil es ihnen überhaupt widerstrebt, geweihte Hirsche durch Beamte erlegen zu lassen. Die Folge davon ist, dass also überhaupt bloss starke Hirsche, vom guten Zehner aufwärts geschossen werden. Ob alt, ob jung wird nicht gefragt, nur Endenzahl und Stärke entscheiden, trägt ein Hirsch vom sechsten Kopf 14 Enden, so wird er als hochwillkommene Beute gestreckt; dafür aber bleibt ein anderer Hirsch vom zehnten Kopf, der immer noch schlecht zehn Enden auf hat, leben, weil er „doch vielleicht noch etwas besser werden und vielleicht einmal zwölf Enden bekommen könnte.“ Daran, dass der Abschuss jenes ersten Hirsches für das Revier ein möglicherweise unwiederbringlicher Verlust ist, während der zweite unter Umständen bis an sein seliges natürliches Ende seine schlechten Eigenschaften forterbt, daran denkt der Herr nicht, der seiner Ansicht nach vielleicht „hirschgerecht“ ist, während er in Wahrheit noch nicht das ABC der Hirschjägerei inne hat. Das Kahlwild wird, eine bestimmte Zahl, auf Treibjagden ohne Wahl abgeschossen, und das nennt man etatsmässigen Abschuss. Es sind ja vom Stande von x Stücken y Hirsche und z Tiere weggekommen, man ist also „genau nach Hartig“ vorgegangen, und der Jagdherr kann stolz sagen, dass

er sich „sein Schussbuch nicht mit geringen Hirschen versudelt hat.“ Also scheinbar alles in bester Ordnung und doch, es muss von der Seele herunter, in eine solche heillose Wirtschaft soll der heilige Hubertus ein Himmelkreuzbombendonnerwetter siebenundsiebzigmal einschlagen lassen! Was soll gute Fütterung, was soll die Blutauffrischung, wenn das schlechte Zeug leben bleibt, das gute aber schon im sechsten und siebenten Jahre, also ehe es seine naturgesetzliche Mission voll erfüllt hat, totgeschossen wird?

Die erste Grundbedingung, die der Jagdherr verlangen muss und ohne Härte verlangen kann, ist die, dass das Personal das Wild genau kennt; es muss das so weit gehen, dass dem Revierverwalter jeder einzelne Hirsch genau bekannt ist, dass er bestimmt den vierjährigen vom dreijährigen unterscheidet und auch später noch das Alter wenigstens auf zwei Jahre weiss. Dazu gehört freilich Talent, es giebt sehr viele Jäger, die 20 Jahre in einem Revier thätig sind und doch ihre Hirsche nicht kennen; mit solchen Leuten, die eben einfach nicht „das Zeug“ zum Hirschjäger haben, ist selbstredend nichts anzufangen. Ob jemand dieses „Zeug“ hat, zeigt sich sehr rasch; wenn man einen Lehrling annimmt, so weiss man diesfalls schon in wenigen Wochen Bescheid, und sieht man, dass dem Betreffenden das nötige hohe und ausgeprägte Unterscheidungsvermögen mangelt, so ersetzt man ihn so lange durch einen neuen, bis man den richtigen hat. Den erhalte man sich dann, er ist nicht so leicht ersetzbar; denn wirklich schon erfahrene Hirschjäger sind gar nicht oder nur ganz ausnahmsweise zu bekommen, da sie der, der sie einmal hat, nicht fortlässt. — Heraus einmal aus den theoretischen Erörterungen und vor mit einem Bilde aus der Praxis! Auf weitem Plan, in taufrischer Morgenkühle, steht ein Rudel Mutterwild, rechts davon auf 80 Schritte ein prächtiger Vierzehnder, links, 120 Schritte weit, ein alter, schlechter Gabelzehner. Der Jagdherr sieht sich beide mit dem Glase an und die Wahl würde ihm nicht schwer fallen; da legt ihm aber der alte hinter ihm stehende, graubärtige

Hirschenvater (der übrigens nicht immer schon graubärtig sein muss) die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Na gnä' Herr, net den Vierzehner, dös is a guat's jung's Hirschl, schiassen S' amol dem Zehner ans aufi, dem schiachen Luada, aus dem wird do nix!“ („Pfui“, seufzt mit himmelndem Blick der moderne „Hirschengerechte“, „wie kann man nur einen Hirschen ein „schiaches Luada“ nennen!“) Aber der Hirschvater hat recht, wenn er sich auch nicht nach Hartig ausdrückt, und der Jagdherr sieht es ein. Einen sehnsuchtsvollen Blick noch wirft er nach den hochgereckten Kronen, den wuchtigen Augsprossen des Vierzehners, dessen blankgefeigte Enden im ersten Morgen-sonnenstrahl erglänzen, dann hebt er rasch entschlossen die bewährte Büchse, einen Augenblick noch, der brave junge Kämpfe rechts lebt, der kümmernde Alte zur Linken aber hat seinen letzten Schrei gethan. Da fliegt es über des Hirschenvaters verwittertes Gesicht wie der Schimmer eines Freudenfeuerwerks; er überreicht seinem Herrn den Bruch und murmelt: „Gratulier' auch schön, Euer Gnaden, Gott sei Dank, dass das elendige Krepirl von an Zehner weg is!“ — — „Wann werde ich denn den Vierzehner schiessen dürfen?“ — „Na, der hat erst 's sechste G'weih, vor a fünf oder sechs Jahr' d' erlaub' i's net“, schmunzelt der Alte, der Jagdherr lächelt gleichfalls und wartet, bis man ihm den Abschuss jenes Braven „d' erlaubt“. Eine solche Morgenszene am Brunftplan ist lehrreich; man sehe sich die zwei handelnden Personen genau an und wähle sich einen von den beiden zum Vorbild, je nachdem man eben zum Jagdherrn oder zum Berufsjäger geboren ist. Welche Freude für die beiden, wenn sie dann einmal vor dem mit gutem Blattschuss verendenden Achtzehner stehen, der Alte nicht recht weiss, ob er lachen oder weinen soll und endlich sagt: „Na, Euer Gnaden, hab' i's net g'sagt vor sechs Jahren, dass der no' leben muass! Schau'n S' dös G'weih an und was für Kälber ham mir derweil no von eam kriagt!“ — So soll es sein, da mag St. Hubertus mit seinem Donnerwetter ferne bleiben und den

beiden ein langes Leben zu Nutz und Frommen des edlen Weidwerks erbitten!

Hat man schon gutes Wild im Revier, dann darf man vor allem keinen Hirsch im Revier dulden, der als zweiten Kopf nochmals Spiesse aufsetzt, ja selbst Gabler dulde man nur, wenn sie stark und brav ausgelegt sind. Beim dritten Geweih muss der Hirsch mindestens Sechser sein, gute Enden und breite Auslage haben, sonst gehört ihm gleichfalls die Kugel. Ebenso schiesse man jeden nicht aussergewöhnlich guten Hirsch, der beim sechsten Kopf noch keine Krone hat. In genauere Details kann sich eine Anleitung auch hier nicht einlassen, da ja die Rassen verschieden sind, man muss eben das Wild und den guten Durchschnittsgrad seiner Entwicklung kennen; was unter denselben fällt hat das Leben verwirkt. Bessern sich durch solchen planmässigen Abschuss und durch gleichzeitige stetige Blutauffrischung die Hirsche, so muss man natürlich die diesfälligen Anforderungen höher schrauben; schon nach zehn bis zwölf Jahren wird man in der Lage sein, manchen jungen Hirsch als schlecht auf die Proskriptionsliste zu setzen, den man früher als relativ hoffnungsvoll angesehen hätte.

Jagdherren, die so glücklich sind, mehrere Reviere beschiessen zu können, und denen es aus diesem oder anderem Grunde an Zeit und vielleicht an Lust und Ausdauer fehlt, diesen oft sehr schwierigen regulierenden Abschuss von schlechten Hirschen selbst zu besorgen, mögen denselben dem Personal überlassen, welches ihn ja auch, wenn es gut geschult ist, am verlässlichsten besorgen kann. Der Jagdherr soll nicht vergessen, dass sein Personal, wenn es so ist, wie es sein soll, gleichfalls Passion haben muss, er möge ihm, wenn es sich als pflichttreu bewährt, die Freude des Abschusses jener geringen Hirsche gewähren. Selbstredend können nur ganz erfahrene Leute einen solchen Abschuss bewirken, und selbst diesen wird ab und zu bei aller Vorsicht ein oder das andere Mal ein Irrtum in der Schätzung des Alters unterlaufen; ein solcher Irrtum ist unter allen

Umständen bedauerlich; doch ist der Verlust eines guten jungen Hirsches immer noch ein ungleich geringerer Schaden für das Revier, als das Lebenlassen eines schlechten.

Was den Abschuss von Kahlwild betrifft, so bin ich gleichfalls ein Feind des summarischen Verfahrens. Hat man bei qualitativ gutem Stand 30 Stück abzuschliessen, so können, sagen wir, zehn davon auf einer Treibjagd abgeschossen werden, da es vielleicht garnicht 30 schlechte Stücke giebt, der Rest aber muss gleichfalls durch das Personal auf Birsch und Ansitz in sorgsamster Weise ausgewählt werden. Die richtige Wahl ist hier nicht minder schwierig als bei den Hirschen, sie erfordert ebenso grosse Ruhe und Erfahrung. Hat man junge Leute im Revier, so nehme man stets einen davon mit, lasse ihn die Wahl treffen, korrigiere ihn, mache ihn auf die wichtigsten Beurteilungsmomente aufmerksam und fahre damit solange fort, bis er sich nicht mehr irrt; ist dies der Fall, so lasse man ihn selbst einmal unter Aufsicht ein Stück schiessen. Mancher alte gute Revierverwalter ist förmlich neidisch darauf, wenn die Jungen etwas von ihm lernen; das ist engherzig, er soll daran denken, dass, wenn er einmal die Augen schliesst oder dienstunfähig wird, Leute da sein müssen, die ihn voll ersetzen können.

Es ist viel, was ich hier vom Jagdherrn oder Berufsjäger fordere, aber es ist nichts Unmögliches. Wir haben in Deutschland und Österreich-Ungarn, Gott sei Dank, doch noch Reviere, in denen es sich zeigt, dass alles das durchführbar ist und welche Früchte es trägt. Ich erwähne hier als Beispiele bloss den Greizer Tiergarten, die Bückelburger Reviere, die Reviere Sr. Erlaucht des Grafen von Solms auf Klitschdorf-Schlesien, die fürstlich Clary-Aldringen'schen Reviere bei Teplitz in Böhmen und diesen fünf lassen sich gewiss noch manche andere anreihen. Was dort möglich ist, geht auch anderwärts, es handelt sich bloss um den guten Willen, und wo dieser fehlt, bringen vielleicht diese Zeilen eine Anregung.

Für Dam- und Schwarzwild gelten die gleichen Regeln und in noch verschärfter Masse auch für das Rehwild. Bei letzterem, welches weitaus empfindlicher ist als alle anderen heimischen Wildarten, rächen sich Fehler in ungleich gefährlicherem Masse und hierin liegt der Grund für die ganz allgemeine, aber durchaus falsche Anschauung, dass Rehwild in einer Einzäunung überhaupt nicht gedeihe.

Abgesehen von der unter allen Umständen notwendigen Blutauffrischung (siehe meinen Artikel „Ein Rehgarten“ in Nr. 40, Bd. XVIII der „Deutschen Jäger-Zeitung“) bleibt auch hier korrekter Abschuss die Hauptsache. Beim Rehwild tritt die Vererbung der Gehörnformen noch in weit höherem Masse zutage als beim Rothirsch und deshalb ist es hier noch wichtiger, gut veranlagte junge Böcke, auch wenn sie im vierten Jahre das prächtigste Gehörn tragen, zu schonen, dagegen jeden schlechten Bock ohne Rücksicht auf das Alter abzuschliessen, wo und wann er sich zeigt. Jede diesfällige Unterlassungssünde rächt sich bitter. In einem Revier mit sehr reichem Rehstand und guter Gehörnbildung bemerkte das Personal einen Bock, der im zweiten Jahre nochmals schlechte Spiesse aufsetzte. Er ward dem Jagdherrn gemeldet, dieser erklärte jedoch, dass ihm der Abschuss eines solchen Bockes doch gar kein Vergnügen mache, und das Personal liess er prinzipiell keinen Bock schiessen. Im kommenden Jahr hatte der Bock als drittes Gehörn abermals Spiesse, die Vorstellungen des Personals blieben wieder vergebens und heute, nach etwa zehn Jahren, stehen in dem ganzen Distrikt fast ausschliesslich Spiesser! — Auch hier halte ich es für absolut unerlässlich, dass dem Personal, sofern es gewissenhaft und sachkundig ist, der Befehl erteilt wird, jeden sicher als schlecht veranlagt erkannten geringen Bock zu schiessen; will der Jagdherr dies in einem grossen Reviere oder gar in mehreren Revieren selbst besorgen, so werden eben alljährlich so und so viele schlechte Böcke, die unbedingt die Kugel verdient hätten, am Leben bleiben. Mit Ricken darf man nicht zu sparsam umgehen,

bei ihnen muss gleichfalls ein regulierender Abschuss platzgreifen, natürlich aber nicht im Treiben, sondern nach sorgsamer Beobachtung auf Birsch und Ansitz. Ich bin bei Rehwild nicht weniger als bei Rotwild ein prinzipieller Feind des Treibens; der Rehbock putzt ja eine Waldjagdstrecke auf und es ist schliesslich kein Unglück, wenn man bei solchen Gelegenheiten dann und wann einen oder zwei abschiessen lässt, jedenfalls soll man aber eine diesfällige Erlaubnis nur ausnahmsweise, etwa an schlechten Grenzen, nicht unbedingt erteilen. Die alten Herren, um die es nicht schade, machen sich meistens rechtzeitig aus dem Staube und was auf der Strecke liegt, sind fast stets jüngere Böcke. Wer, wie das vielfach geschieht, um eben eine reiche, bunte Strecke bei der Waldjagd zu erzielen, die Böcke der Hauptsache nach im Treiben schiessen lässt, ruiniert seinen Rehstand binnen kürzester Frist gründlich.

Eine Regel, welcher Bock gut, welcher schlecht veranlagt ist, lässt sich ebensowenig aufstellen wie beim Hirsch. Es giebt z. B. Reviere, wo parallel zwei Typen von Gehörnen vorkommen, eng und breit ausgelegte; erstere haben starke, gut geperlte Stangen, letztere sind glatt und schwach, aber höher. Die steile Stellung ist entschieden ein Schönheitsfehler, es wäre aber doch ganz falsch, in diesem Falle alle derartigen Böcke auf die Proskriptionsliste zu setzen. Man holt von beiden Typen die schlechten heraus und sieht mit peinlicher Genauigkeit darauf, dass man nicht einmal einen breiter gestellten Bock der ersteren oder einen mit besseren Stangen der letzteren Rasse schießt. Fährt man so zehn bis zwölf Jahre lang fort, so werden sich nach und nach die Typen ausgleichen, die steile Stellung wird seltener werden, und man erhält gute, zwischen jenen beiden extremen Formen stehende Normalgehörne. Das ist ein Beispiel, dem sich jedoch zwanzig andere anreihen lassen und wollte man auch alle diese ausführen, so würde man da und dort doch immer auf Verhältnisse stossen, auf die keines von ihnen passt. Nur die fortgesetzte, ich möchte sagen liebe- und pietät-

volle Beobachtung und die Fähigkeit, den Finger, wo es dienlich scheint, steif zu halten, so sehr auch die Passion sich bemüht, ihn zu krümmen, werden in jedem einzelnen Falle das Richtige erkennen und weidmännisch durchführen lassen.

Am Schlusse meines Themas angekommen, möchte ich nur noch bemerken, dass so ziemlich alles, was ich hier über die Haltung, Zusammenstellung und Behandlung des Wildstandes in eingefriedeten Revieren gesagt habe, auch für freie Wildbahnen volle Geltung hat.

Die Anschauung, dass die Haltung von Hochwild in den Kulturländern heute überhaupt Wahnsinn und sein gänzliches Verschwinden nur mehr eine Frage der nächsten Zukunft sei, ist bereits sehr weit verbreitet und diese Annahme, die dem Weidwerk schon so bittere Wunden geschlagen hat, bildet lediglich eine Folge des unbegreiflichen Umstandes, dass immer noch eine grosse Zahl von Hochwildrevieren — Staatsforsten nicht ausgenommen — in unvernünftigster, kurzsichtigster Weise bewirtschaftet werden.

Ein mächtiger Hochwildstand ist nahezu überall, wenn nicht im Freien, so doch in eingefriedeten Waldungen auch heute noch und auf weite Zukunft hinaus haltbar. Nur dürfen sich nicht Übelwollen mit Eigensinn und Unwissenheit paaren, das Personal muss Herz für Wild und Jagd haben und die Fähigkeiten besitzen, die zur Erhaltung des Wildes wichtigen, den örtlichen Verhältnissen angepassten Massnahmen nicht schablonenmässig, sondern durchdacht und zielbewusst zu treffen. Wenn es an geeignetem Personal zu grösseren Einrichtungen und Ameliorierungen mangelt, dann stehe ich selbst mit meinen bescheidenen Erfahrungen jederzeit zur Verfügung.

Wir haben in Deutschland sowohl wie in Oesterreich-Ungarn heute noch einen Stamm echter, weidgerechter Jäger unter den Jagdbesitzern und dem Personale, — möchten alle zusammen- greifen, um nicht bloss auf ihren eigenen Revieren, sondern auch

ausserhalb derselben in einer die hyperliberalen Schreier und Hetzer nicht aufreizenden, sondern sie in ihren unlauteren Bestrebungen lahmlegenden Weise unser Wild zu schützen, so weit es nur irgend in ihrer Macht steht.

In dieser Richtung anregend und belehrend zu wirken, ist der Zweck des vorliegenden Werkchens und mit St. Huberti Hilfe werden seine Mahnrufe hoffentlich nicht ungehört verklingen.

Weidmannsheil!

— Für jeden Weidmann von Interesse! —

Die Blattjagd.

Leitfaden zur Erlernung naturgetreuen Blattens

von
Förster **Bierl.**

Mit vielen Originalzeichnungen.

Zweite Auflage In farbigem, elegantem Umschlage. Preis Mk. 1,50.

Diese aus der Feder eines Berufsjägers stammende Broschüre ist das einzige bis jetzt existierende Buch, welches das Blatten überhaupt behandelt und in einem Anhang auch den Hasenschrei, Habichtsruf, Vogelschrei und Mäuseln in ausführlicher sachverständiger Weise bespricht.

Der Jagdschriftsteller Herr Karl Brandt schreibt: „Die Birschjagd ist des Jägers Hochgenuss — oder jeder Birschjäger weiss auch wie heimlich der Kapitalbock ist mit dem lang ausgereckten Gehörn und den weissgefügten Enden und wie mancher vergebliche Birschgang dem alten Herrn gilt, der in der Bastzeit hin und wieder gesehen wurde und der auch jetzt noch auf dem Revier steht, wie man an den armdicken Stämmchen sehen kann, die er blank gefügt hat. Da ist die einzige Hoffnung, ihn zum Schuss zu bekommen, die Brunftzeit, das Blatten. Ja, das Blatten! Ich habe in meiner langjährigen Praxis viele tüchtige, weidgerechte Jäger kennen gelernt, Birschjäger ersten Ranges — aber Blatten? Blatten konnten alle, schossen auch hin und wieder einen Bock, der allein oder hinter der alten Ricke her aufs Blatt sprang, wirkliche Künstler im Blatten, die dem Rehwild die Sprache und den Sinn der einzelnen Töne oder Worte abgelauscht hatten und auf dem Buchenblatte oder dem Instrument mit der Schmalrehsprache oder der der Ricke dem Bocke Herz und Sinne bethörten, solche Künstler, wie Förster Bierl einer ist, findet man aber unter 1000 Jägern kaum einen. Um so anerkennenswerter ist es, dass er uns seine Erfahrungen nicht verheimlicht, sondern uns in seinem Werkchen bis in die kleinsten Einzelheiten mitteilt, sodass es selbst dem Jäger, der nicht blatten will, mancherlei Wissenswertes und nicht allgemein Bekanntes lehrt und für ihn deshalb interessant ist — um wieviel mehr aber für jeden, der sich beim Blatten den Kapitalbock holen will, den er auf dem Birschgang nicht erlegen konnte. Der Inhalt zerfällt in Einleitung, dann in 1. Wildstandsverhältnisse, in welchem Abschnitte mitgeteilt wird, unter welchen Bestands-Verhältnissen zwischen Bock und Ricke das Rehwild am besten springt, 2. Rehlaute, in welchem die einzelnen Töne, welche die Rehe von sich geben und durch die der Bock herangelockt werden kann, a) Lockfiep, b) Klagetön, c) Angstgeschrei, genau beschrieben werden. 3. Allgemeines über künstliche Rehrufe, in welchem Abschnitt das Handhaben der verschiedenen Blatten bei den verschiedenen Locktönen gelehrt wird. 4. Verfahren im Walde, die praktische Anwendung des vorher Erklärten, die Tageszeit, in der man die einzelnen Blattarten am besten ausführt und wie oft man die einzelnen Töne hintereinander und in welchen Zwischenräumen ausstösst. Der Anhang handelt über Hasenschrei mit dem Angstgeschreiblatte, um Füchse zu reizen und den Habichtsruf.“ — Die Blattjagd vom Förster Bierl kann jedem Jäger aufs Wärmste empfohlen werden und ist durch alle Buchhandlungen, sowie den Verlag zu beziehen.

Paul Schettlers Erben,

Cöthen (Anhalt).

Die beste, billigste und reichhaltigste illustrierte Zeitschrift
auf dem
Gebiete der Jagd, Hundezucht, Fischerei und Naturkunde
ist der



Abonnementspreis bei wöchentl. Erscheinen vierteljährl. 1,40 Mark inkl. Bestellgeld.
Man abonniert am besten bei der nächsten Postanstalt seines Wohnortes oder beim Briefträger.
Der „St. Hubertus“ ist unter Nr. 6410 in die deutsche und unter Nr. 3206 in die österr.-
ungar. Postzeitungsliste eingetragen.

Probenummern gratis.

Der in nachweislich 3200
Postorten des In- und Aus-
landes gelesene

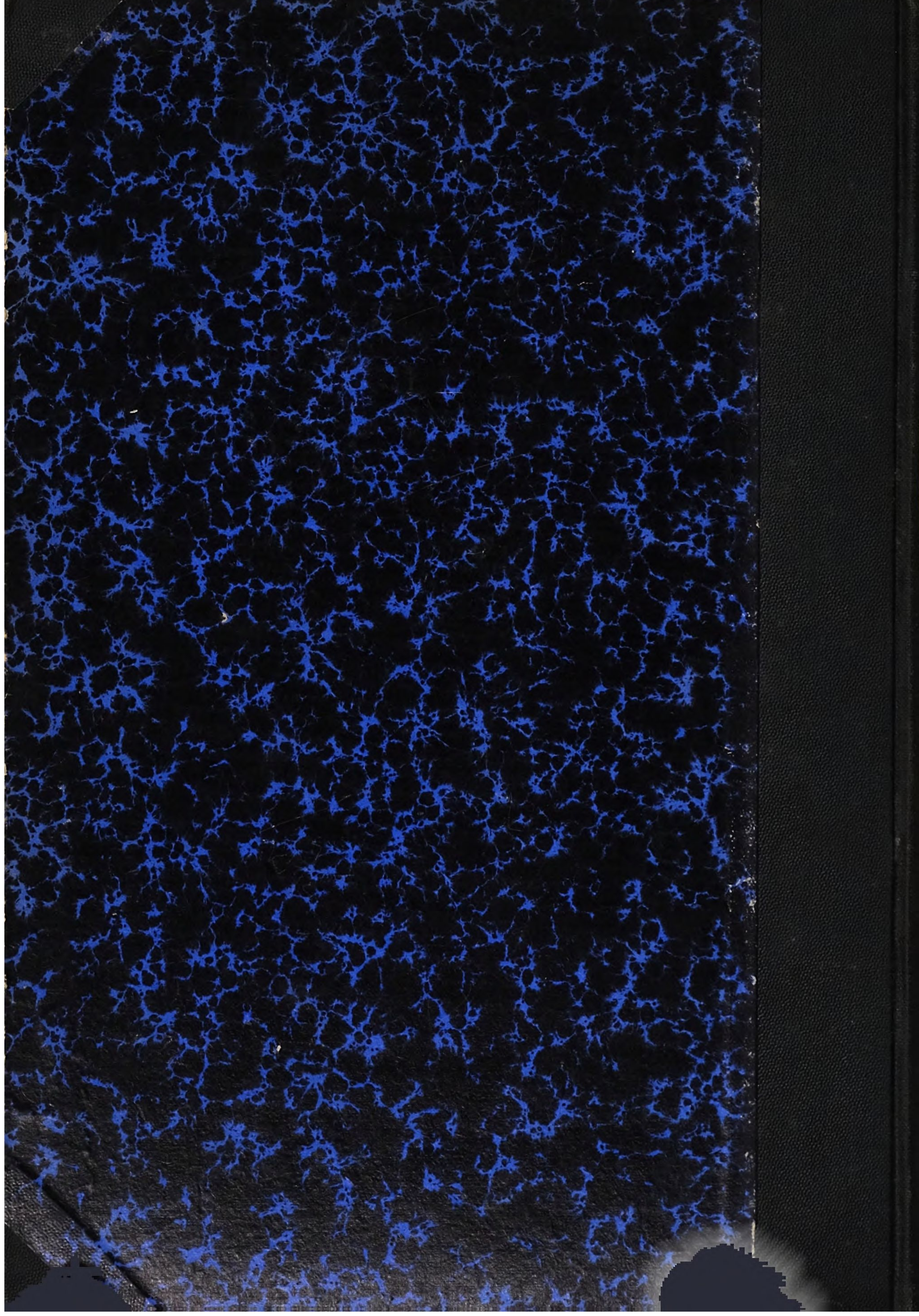
„St. Hubertus“
(Auflage je nach Saison
9—1200)

berechnet, trotz dieser außer-
ordentlichen Verbreitung, die
viergespaltene Inseratenzeile
mit nur 30 Pfg., Hundemarkt,
Stellen-Gesuche u. Angebote
nur 20 Pfg.

Die Exped. des „St. Huber-
tus“ in Göttingen (Anhalt), so-
wie sämtliche Annoncen-Bu-
reaux nehmen Inserataufträge
entgegen.

Probenummern gratis.

Expedition des „St. Hubertus“
(Paul Schettlers Erben),
Göttingen (Anhalt).



Dombrowski, Ernst <<von>>,

Die eingefriedete Wildbahn als Ideal eines Hochwildrevieres in den
Kulturländern Eine jagdlich-wirtschaftliche Studie. Mit 23 Illustrationen
nach Skizzen des Verfassers

Cöthen 1898

Oecon. 499 pi

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11868627-0